dem Ziel des Septemberputsches, ehedem zustimmend und redigierend mitgewirkt habe, und daran eine Reihe von Schmähungen geknüpft, die den Verrat an den Hochverrätern brandmarken sollten. Er gebrauchte die Ausdrücke »Erzlump« »Gauner« und die Wendung »Johannes der Täuscher«. Schobers juristischer Beistand, jener Bachrach, seit Coburgs Zeiten Spezialist für heiklere Fälle, scheint nun in ihm die Hoffnung und bei der Rechtspresse kurioser Weise die Furcht genährt zu haben, daß unser Schober da mit zwei blauen Augen davonkommen werde, nämlich mit dem schlichten Erfolg der Aburteilung seines Gegners wegen verbaler Delikte. Diesbezüglich läßt sich nur hinsichtlich der Rechtsprechung des Obersten Gerichtshofes sagen: Mit nichten. Abgesehen davon, daß Schober, der sich rücksichtlich des Inhalts der Schmähungen, welche er für eine politische Meinungsverschiedenheit hält, schon in der Anklageschrift das Schreiten zur Tagesordnung vorbehalten hat — abgesehen davon, daß er schwerer als sein Gegner verurteilt wäre, wenn er nicht selbst auf einer Führung des Wahrheitsbeweises bestünde, läßt sich sagen, daß wenig Aussicht auf dessen Vermeidung besteht. Denn selbst wenn die beiden anderen Ausdrücke als aus dem Zusammenhang lösbare Invektiven — Schimpfwörter und nicht Schimpfworte — aufgefaßt werden könnten, so wäre es schlechthin absurd, daß die keineswegs unglückliche Formulierung »Johannes der Täuscher« nicht auf ihren Grundgehalt überprüft würde. Ich bin bekanntlich keiner Partei Genosse, sondern stehe allen mit gleichmäßig abgewogener Mißachtung gegenüber. Ich putschte selbst, packle nicht einmal mit mir, und mache, ohne nach links oder rechts zu blicken, zugleich revolutionäre und reaktionäre Politik, kurzum, ich bin das, was die Idioten sämtlicher Parteien einen Eigenbrötler nennen. (Ich habe nie erfahren können, ob das einer ist, der sich selbst ernährt, oder nur einer, der privat brodelt.) Die Parteizugehörigkeit Matuschkas mag noch ein Problem, ein Zankapfel sein, die meine ist unbestreitbar. Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Österreicher, ohne darum geradezu Patriot zu sein. Ganz gewiß bin ich aber so weit wie Herr Starhemberg von dem Verdacht entfernt, daß ich an seiner politischen Überzeugung — über deren Tiefe und Umfang er sich vielleicht selbst nicht ganz klar ist — verständnisvoll Anteil nehme. Was nun freilich Schober anlangt, dessen Persön-

x) Schober in d. Nov.-Sitz. am 13. Juni
kommt die Fackel.

2 70

lichkeit mir seit langem vertraut ist und dem ich erst neulich wieder auf der Bühne des Leipziger Komödienhauses in einer täuschenden Maske begegnet bin, so kann ich nur nebst dem ehrlichen deutschen Wort »Ich danke schön« sagen, daß es, selbst wenn ihn die Zollunion und die Kreditanstalt nicht mitgerissen haben, vielleicht doch nicht angehen wird, daß er über den Anwurf zur Tagesordnung schreitet, Verrat an denen geübt zu haben, mit denen er den Hochverrat beraten haben soll, und nur an dem Wort Anstoß nimmt, mit dem die Tat bezeichnet wurde. Ich weiß nicht, ob die Schätzung der Neuen Freien Presse, nach der sein Kopf mehr wert sei als die Bagatelle von 60 Millionen, ganz stimmt. Der Titel

Den Kopf Schobers für sechzig Millionen

war jedenfalls unbezahlbar, und eine Anonnce der Arbeiter-Zeitung hat geantwortet:

Diese Zeiten erfordern Krupnik-Preise.

Allein purer Neid erfaßt mich, wenn ich an Herrn Starhemberg denke, mit dem jener nun doch, wenngleicht nicht voll und ganz, zu Gericht geht. Aber ich bin Optimist, und ich meine, daß ich es vielleicht auch noch so weit bringe, wenn ich mir hiemit die Anwürfe zu eigen mache, naturgemäß soweit sie nicht wirklich rein formaler Natur sind, dafür ohne jeden Vorbehalt die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«. Für diesen Anwurf wäre ich zu einem umfassenden Wahrheitsbeweis erbötig, auf Grund einer Erfahrung, mit der ich freilich nichts vor irgendeinem öffentlichen Menschen im In- oder Ausland voraushabe, der von Schober jemals im Leben ein Versprechen empfangen hat, wie zum Beispiel der französische oder der tschechoslowakische Gesandte. Sollte es mir wieder einmal nicht gelingen, weil ja die praktischen Erfolge mir immer von anderen weggeschnappt werden, so bin ich bereit, da es sich doch nicht um die Sache des Herrn Starhemberg handelt, sondern um die freilich kaum durchführbare Reinigung unseres politischen Lebens, wenn schon nicht als Angeklagter, so doch als Zeuge meine Pflicht zu erfüllen. Denn:

Ich kann wahrlich von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben lang nichts als meine Pflicht getan habe, weil dies und nichts anderes meine Pflicht ist, und zwar nach den Motiven Üb' immer Treu und Radetzkymarsch: — —

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. November 1931, 3/4 8 Uhr:

600. Vorlesung

I. Worte in Versen (Übertragung durch Radio Wien): Zum ewigen Frieden / Vor einem Springbrunnen / Todesfurcht / Jugend / Das Kind / An meinen Drucker / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Der Reim / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Radio / Die Raben.

II. Der Traum ein Wiener Leben (1910). — Ein Zitat aus Belloc. — Vorrede. Das Schoberlied. — Das Ehrenkreuz (1909). — Bunte Begebenheiten. — Kinder als Zeitungsleser. — Ein Zitat aus Baudelaire. — Das Lied von der Presse. — Reklamefahrten zur Hölle (November 1921).

Auf dem Programm:

Die Feier des 600. Abends würde nach dem Sinn des Vortragenden erst erfolgen, wenn er zum 601., dem seines geliebten Vert-Vert, ein ebenso vollzähliges Auditorium versammelt sähe. Sie wäre die Teilnahme an einer Zeitflucht, die die wahre und letzte Beziehung zu der verpesteten Gegenwart bedeutet; sie wäre die Anerkennung der eigeneren Schriften des Autors und des Ranges, den der Vortragende des Theaters der Dichtung sich selbst streitig macht. Hingegen sei man endlich mit ihm überein, daß sich der Triumph der Dummheit und der Lumperei, denen wir alle mit Haut und Haar geopfert sind, nicht mehr bestreiten, sondern nur noch besingen läßt.

Nebst Bücheranzeigen eine Statistik der Vorlesungen, entsprechend der zur 500., u. a.:

Von den 600 Vorlesungen haben 351 in Wien, 249 außerhalb Wiens stattgefunden; die außerhalb Wiens in Berlin (97), Prag (46), Hamburg (10), München (10), Paris (10), Brünn (8), Mährisch-Ostrau (7), Breslau (6), Teplitz-Schönau (6), Dresden (4), Graz (4), Innsbruck (4), Zürich (4), Karlsbad (3), Bielitz (2), Budapest (2), Czernowitz (2), Frankfurt a. M. (2), Neustrelitz (2), Preßburg (2), Triest (2), Aachen, Aussig, Bodenbach, Dortmund, Dzieditz, Essen, Gablonz, Hagen, Heidelberg, Königsberg, Linz, Mannheim, Pilsen, Pola, Salzburg, Troppau. — —

An 256 Abenden wurden eigene Schriften, an 127 Abenden teils eigene, teils fremde, an 217 Abenden ausschließlich fremde Schriften gelesen. — —

Zum Schluß die Notiz:

Der Verlag der Fackel übernimmt Spenden für die notleidende Familie Frank Wedekinds, der das Honorar für die heutige Radioübertragung zugewendet wird.

*

In Paris zum erstenmal aufgeführt in der Opéra-Comique am 10. März 1869, in Wien im Carl-Theater am 3. Februar 1870 (deutsch von Julius Hopp mit dem Titel »Kakadu«, unter persönlicher Leitung des Komponisten; auf dem Wiener Theaterzettel stehen noch: »Amanda, Cico, Coralie, Blanche, Schauspielerinnen« [die Damen, Bach, Kannet, Rosé und Walter] und »Prasenil, Schauspieler« [Hr. Gämmerler], Figuren, die in dem Wiener Text [bei Bote & Bock, Berlin] nicht vorkommen.)

Vom alten Buch, welches, verglichen mit anderen Hopp'schen Übersetzungen wie insbesondere der der »Prinzessin von Trapezunt«, eine beträchtliche Leere und Schablonenhaftigkeit aufweist, aber gleichwohl, dank den großen Darstellern, den Triumph des Musikwerkes nicht verringern konnte, war auch nicht ein Satz, vor allem kein Vers verwendbar. Die neue Fassung stellt — gleich der der Madame l'Archiduc und der Perichole — eine vollkommen neue Übersetzung und Bearbeitung vor: diese in dem Sinn einer sprachlichen Auffüllung, die die echt theatermäßige Grundlage des musikalischen Zaubers unangetastet läßt. Wenn bei deutschen Lesern — auch bei jenen, die auf die »eigenen Schriften« des Bearbeiters und Vortragenden erpicht sind — wirkliches Interesse für die Begebenheiten innerhalb der Sprache vorhanden wäre, so könnte es für sie nichts Spannenderes geben als (im Vergleich gerade dieser Verdeutschung mit dem französischen Original und insbesondere mit der alten Übersetzung) den Abenteuern nachzuspüren, die da im Bann dreifacher sprachlicher Bindung: durch den Vers, durch die Übersetzung und durch den Zwang der Musik, zu bezwingen waren. Annähernd die Summe dessen, was Dichter, Rezensenten, Dramaturgen und Regisseure heute nicht wissen und nicht ahnen, ist hier, bloß im Dienst musikdramatischer Wirkung, in der Inszenierung des Wortes, so ziemlich an jedem einzelnen Vers geleistet. Das ist aus dem Grunde bei weitem nicht so großsprecherisch als es klingt, weil es, abgesehen von der Beweisbarkeit, nur den Wert der Leistung, nicht des Werkes betont, welches ja, losgelöst von der Musik, gar nicht in Betracht zu kommen hat. Doch wäre wohl alle Bemühung vergeblich, Verständnis für Sprachwerte anzusprechen, die keinem unmittelbar sozialen Zweck unterstellt sind und erst in jener Entfernung von dem Begriff eines »Zeittheaters« erfaßbar, in der alles wahrhaft Geistige Raum hat. Ein Dutzend Bände Sprachlehre könnte mit der Nachweisung dieser Werte gefüllt werden, nicht ohne das Ergebnis, daß die Lehre ganz wie das Beispiel für den Zeitverstand vergeudet wäre, dem am wenigsten der Glaube imponiert, daß

die Erfassung des Sprachwesens es ist, was irgendeinmal allen Zeitstoff entbehrlich oder überwindlich macht. (Gleichwohl könnte es nichts Antiquierteres geben als die Ideologie, die jener mit der Vorstellung des »Dichtens« mitschleppt. Nicht Schwärmen ist es, sondern Schmieden; genug des Feuers in dem Tun, dem der Prometheus der »Pandora« das Wort anschmiedet: »Geschwungne Hämmer dichten, Zange fasset klug«. Welch eine Metapher dieses Dichtmachen, im Vergleich mit dem Treiben solcher, die »bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick« sich stürzen. »Wildstarre Felsen« — der Sprache — widerstehn jenen keineswegs.) Doch welches Dichten — poiein, machen — wäre denkbar, das dem Sprachwesen so nahe kommt wie eines, das, freilich unter dem Zauberstab dieser Musik, den Spuren einer völlig zeitfremden Liebeshandlung zu folgen hat! Das schon geschriebene Liebesgedicht des Grafen d'Arlange zu schreiben, bis zu jener Unvollkommenheit, die der Musik die Erfüllung gewährt — darin ist manches Liebesgeheimnis der Sprache aufgeschlossen, deren Verbindung mit dem Ton in ihrer unerschöpflichen Bereitschaft beruht. Die Vertonung des fertigen Sprachkunstwerks stellt ein Nebeneinander zweier Welten her bis zur Zerstörung beider. Das wahre Ineinander ist das Ergebnis der Eindichtung des Wortes in die Musik, die bei einem Tondramatiker wie Offenbach durch den Text verbessert oder verschlechtert werden kann. Der Versuch eines Sprachdilettanten, sie ihrem psychischen Milieu zu entreißen, hat bei der Helena-Schändung durch Herrn Reinhardt dazu geführt, daß ein Musikkenner, der eben kein Offenbachkenner war, eines der aufgepfropften Zitate für ein Original von Korngold hielt (ganz wie in Wien die Perichole-Arie mit einem Greueltext nach Pauspertl klang). Wer Offenbach textlich verhunzt, verhunzt ihn musikalisch, selbst wenn er keinen Takt verändert. Was zu tun bleibt, ist: ihn dort, wo der alte Text nicht schon mit der Musik unlösbar vermählt ist — also in den berühmten Stellen von »Helena«, »Orpheus«, »Blaubart«, »Pariser Leben« u. a. —, besser übersetzen. Der Handlungswert ist gleichgiltig; sprachlich verdichtet, sind alle diese Szenarien Spielraum der Dinge, die uns nichts und alles angehen, Gelegenheiten des ewigen Theaters, das jenseits jeder Zeitforderung spielt und mit allem Spott, den seine Musik hat, ihrer spottet. »Vert-Vert«, mit den uns nichts angehenden Dingen, die sich zwischen Pensionärinnen, Dragonern und Komödianten begeben, erscheint dem Übersetzer als der Gipfel der Naturschönheiten dieser musikalischen Märchenlandschaft. Vorläufig wenigstens; denn hier kommt immer etwas Besseres nach.

Die äußeren Schwierigkeiten einer Beschaffung des Materials waren geringer als die bei »Perichole«, aber noch groß genug. Der verkürzte deutsche Klavierauszug entbehrt etlicher schönen Teile, die der aufgefundene (damals vergriffene) französische Klavierauszug enthält. Aus diesem war wieder die musikalische Bedeckung für musikdramatisch wichtige Verse des gedruckten französischen Textes (bei Michel Lévy Frères) herzustellen; der Einrichter der Musik hat sich dieser Arbeit mit der denkbar größten Offenbachtreue unterzogen. Der schwächliche Hopp'sche Text, nach dem der verdünnte deutsche Klavierauszug gearbeitet ist, läßt vor allem die musikdramatisch wichtigste Stelle des Schlußaktes vermissen, wo die herbeigerufene Mimi die Ausrede für ihre Entfernung vorbringt und den Verweis der Vorsteherin bekommt. Der Übersetzer ersetzt diese unentbehrliche Partie, ohne die der Schlußakt in die kahle Realität versinkt, durch ein paar Prosasätze, die mit ihrer Leere verlängernd wirken und sich als aufgegebenen Versuch, als Beweis, daß jener die schwierige Versnachbildung nicht durchführen konnte, verraten, in dem Rudiment: »Wo waren Sie? Was machen Sie? Man vermißt Sie schon seit hete früh!« Sie hat erotische Gespräche belauscht:

C'était charmant!
Je ne connais rien vraiment
De plus amusant!
Le gais discours!
On redit là tous les jours
Propos d'amours.
u. s. w.

So haben es die Textdichter gedruckt.

— — — —

So, wie man vermutet, zu lesen, wäre es leicht übersetzt, wie schwer es auch immer sein mag, den leichten französischen Klang- und Endungsreim durch einen vollgültigen, und hier dreifachen, deutschen zu ersetzen. Aber Offenbach hat — und der Nachdichter erlebt auf Schritt und Tritt solche Überraschungen — komponiert:

C'était charmant!
Je ne connais rien vraiment de plus amusant!
Les gais discours!
On redit là tous les jours propos d'amour.
u. s. w.

Wo bleibt da noch der Reim »vraiment«? Und so in vierfacher Abwandlung! Also nicht:

Das war charmant!
Mir war nichts noch bekannt,
Was so amusant! . . .

Unmöglich nun wäre:

Welch Ent|zücken . . .

Aber (in freier Nachgestaltung der Strophe) geht es so:

Solches, | Schwestern,

worauf eine zu beachtende Verwendung des Mittelreims als hörbaren Binnenreims eintritt, die der musikalischen Wirkung zugutekommt:

Wußt' ich noch nicht gestern, müßt mich drob nicht lästern . . .

(Entsprechend also einer im französischen unmöglichen Stellung:
Je ne connais vraiment | rien de plus amusant.)

Und so durch alle Fortsetzungen und Varianten. Wie schwer es ist, zur Musik aus einer Sprache zu übersetzen, in der sich nicht nur alles reimt, sondern auch jede Akzentverschiebung erlaubt ist, mag insbesondere aus dem folgenden Beispiel hervorgehen. Nebeneinander gibt es da (im Finale des zweiten Aktes):

Versez! amis! Versez! toujours!
Ce vin béni par les amours!

Man würde keine andere Betonung für möglich halten. Doch knapp zuvor auch:

Versez! amis! Versez! toujours!
Ce vin béni par les amours!

Das erfordert zwei deutsche Fassungen:

Schenkt ein, ihr Freunde, schenkt doch ein!
Wir weihn dem Gott der Lieb' den Wein!

Aber für die andere Stelle geht natürlich nicht:

Schenkt ein, ihr Freunde, schenkt doch ein!
Wir weihn dem Gott der Lieb' den Wein!

(Es wäre die Girardische Mundart.) Sondern:

Freunde, laßt von Bacchus' Reben
Auch den Gott der Liebe leben!

In der Hopp'schen Sprachregion sind solche Divergenzen leichter bereinigt.

Die Brüchigkeit und Schalheit der Verdeutschung durch einen sonst tüchtigen Theaterhandwerker konnte freilich dem blendenden Erfolg des »Kakadu« keinen Eintrag tun. Hanslick lobt jene und preist die Musik, mit der apodiktischen Banalität, die sich sonst mit Offenbach, wie zum Beispiel bei »Blaubart« und den »Briganten«, so blamiert hat, in einem Feuilleton (Neue Freie Presse, 6. Febr. 1870):

Aus den theatralischen Ereignissen dieser Woche sticht der entschiedene Erfolg von Offenbach's komischer Oper »Vert-Vert« hervor, die unter dem Titel »Kakadu« im Carltheater zum erstenmale gegeben wurde. — — Es gleicht einem Wunder, daß dieser fruchtbarste aller modernen Opern-Componisten noch nicht erschöpft ist. Eine Fülle lieblicher und pikanter Melodien strömt ihm zu; daß eine und die andere davon Offenbachsche Familien-Ähnlichkeit aufweist, ist bei solcher Productivität unausweichlich. Genug, daß »Vert-Vert« zu den gelungensten Arbeiten Offenbach's zählt und überdies das Gepräge einer sorgfältigeren Ausarbeitung trägt. Diese größere Sorgfalt des Componisten äußert sich fürs erste in dem getreuen, oft sehr fein empfundenen Anschmiegen der Melodie an das Wort*) und die Situation, sodann in der Delicatesse der Instrumentierung. Wie reizend ist z. B. die Begleitung der Barcarole im zweiten Acte, wie ungezwungen zugleich und charakteristisch! Außer dieser Barcarole (wohl der hübschesten Nummer) enthält die Oper noch mehrere Gesangsstücke ernsteren Characters, in welchen der Ausdruck leichter Schwermuth, Sehnsucht oder Zärtlichkeit durchaus wahr und zart wiedergegeben ist, ohne je in das Pathos der großen Oper umzuschlagen**). Solche Nummern sind zum Beispiel die Romanze der Mimi im ersten Act: »Il n'est plus un enfant«, Valentin's Leichenrede am Grabe des Papageis und sein Abschied vom Pensionat, endlich das kleine Liebesduett zwischen Valentin und Mimi im dritten Act. Was im Carltheater den größten Beifall erregte, ja geradezu Enthusiasmus hervorrief, ist das Finale des zweiten Actes mit dem Trinklied, eine frische, aber sehr handgreifliche Musik, Product großer Bühnenkenntnis, aber etwas liederlicher Phantasie. Hingegen stimmen wir gern in den Applaus

*) Das trifft umgekehrt, wenngleich nicht durchaus, für das französische Original zu. Aber der Hopp'sche Text schmiegt sich der Musik ganz äußerlich an, und diese hat ihm natürlich kein Zugeständnis gemacht.

**) Wie richtig, da dieses nur parodiert wird!

C 77

ein*), welchen das Publicum mehreren komischen Nummern spendete, unter welchen das »Schlüsselduett« des Tanzmeisters mit der Vorsteherin, die Duett-Couplets der beiden Dragoner, endlich die große Tanzlection Balladon's obenan zu nennen sind. — —

— — Das Publikum errieth das große Verdienst des Directors Ascher um diese Vorstellung und rief nach dem Actschlusse seinen Namen neben dem Offenbach's. Daß Letzterer, welcher bei der ersten Vorstellung das Orchester dirigierte, auf das schmeichelhafteste ausgezeichnet wurde, bedarf kaum der Erwähnung. — —

Er lobt die Darstellerin des Vert-Vert, tadelt aber die Besetzung der Rolle mit einer Dame, während sie in Paris dem »schmelzenden Tenor des gefeierten Capoul« anvertraut war, ja angeblich für ihn geschrieben. Offenbach hat bestimmt nichts »für« Sänger geschrieben, und die Wiener Auffassung der »Hosenrolle« war ganz so richtig, wie es falsch wäre, den Rafael in der »Prinzessin von Trapezunt« von einem Tenor singen zu lassen. Capoul mag ein Ausnahmsfall gewesen sein; auf der heutigen Opernbühne wäre die männliche Besetzung einfach widerwärtig. Das Urteil Hanslicks, der noch fälschlich behauptet, daß in Paris Demoiselle Cico die Corilla gesungen habe, wird hier nicht wegen ihrer Gewichtigkeit wiedergegeben, sondern wegen des Umstandes, daß selbst der Originalbeckmesser den Erfolg nicht herabsetzen und nicht vermindern konnte. Bemerkenswerter ist die Äußerung des Biographen André Martinet (Offenbach, sa vie et son œuvre, Paris, Dentu et Cie, 1887):

— — pour inaugurer 1869 retour de la Grande Duchesse au Variétés. Un peu après, excursion de Jacques à Vienne, où la Périchole est acclamée.

10 mars: Vert-Vert à l'Opéra Comique. — Succès plus grand encore que celui de Robinson. Une création exquise pour Capoul, ce Valentin jadis représenté par Déjazet dans la comédie de Deforges et de Leuven, remaniée pour Offenbach. La musique traduit à ravin toutes les nuances du rôle, timide d'abord, puis tendre, pétulant, emporté; il est impossible de pousser à plus haut degré la science du contraste. Voici, dans le second acte, l'air de bravoure de Corilla, l'Alleluia naif et charmant**), le duo entre la cantatrice et Vert-Vert qui s'anime, qui vit, qui palpite, et l'éclatant final encadrant la chanson à boire.

Et comme pour exprimer son amour, Mimi trouve des accents autres que ceux de la Corilla, et avec quelle grâce exquise Offenbach fait entrevoir une larme sous l'élégant contour de sa mélodie, larme qui perle mais ne tombe pas.

La leçon de dance n'est-elle pas un bijou, elle aussi, si adroitement écrite, courant du menuet à la Valse!

---

*) Wie gnädig von uns!

**) Von Hanslick abgelehnt.

L'Opéra-Comique ne s'était pas montré plus avare pour Vert-Vert que pour Robinson. Autour de Victor Capoul il avait groupé Couderc, Sainte-Foye, Gaillard, Ponchard; à côté de Mlle Girard, Jacques retrouvait deux de ses anciennes interprètes: Mlle Cico d'abord, puis Mlle Moisset qui, autrefois, sous le nom de Gabrielle Méry, avait paru dans Les Géorgiennes, aux côtés de Mme Ugalde.

Dès la semaine suivante, pour les remercier solennellement de la part prise dans cette heureuse bataille, Jacques réunit ses artistes chez Brébant. Les auteurs ont invité Vert-Vert Ier qui s'excuse en ces lignes:

»Cher maître,

»J'ais quitté mon lit pour aller entendre votre oeuvre, et si le plaisir guérissait, certes, en ce moment je serais sur pied. Malheureusement il n'en est rien et, malgré la bonne soirée que je vous dois, j'ai repris le cours de mes souffrances qui comptent sept mois aujourd'hui.

»Il m'est donc impossible d'accepter votre flatteuse invitation, mais comme depuis longtemps mes nuits sont sans sommeil, soyez sûr que pendant celle de mercredi toutes mes pensées seront avec vous.

»De votre côté ne m'oubliez pas, et en compagnie de vos déliceux interprètes, portez une santé à la pauvre absente. Jamais voeu n'aura été formé plus à propos.

»Merci aux auteurs! à vous! à tous!

Déjazet.

Vert-Vert est lancé et si bien qu'il ne s'arrêtera qu'en plain été. — Repos de quelques semaines seulement, en attendant la fin du congé de Capoul qui rentrera à la salle Favart sous les traits de Valentin.

8

Die erste Aufführung des erneuerten Vert-Vert wird im Januar, unter der Wortregie des Bearbeiters, im Berliner Rundfunk stattfinden. Jede Inszenierung Offenbachs, die die Formen seiner musikalischen Welt unangetastet läßt, werde als Protest gegen die epochale Schändung der »Helena« durch Herrn Reinhardt angesehen. So verbrieft schon das Recht des Bearbeiters, der bloß ein Finder und Erhalter ist, auch sein mag: immer den letzten Fund für den besten zu halten, so glaubhaft sei doch versichert, daß er rückblickend die Werte unterscheidet und Vert-Vert an die Seite der ihm musikalisch am nächsten und höchsten stehenden Madame l'Archiduc stellt, ja selbst dieser noch als ein Beispiel vorzieht, wie sich Sprache mit Musik verbindet.

8

d

»Perichole« wurde auf der Städtischen Bühne in Düsseldorf — Dirigent Jascha Horenstein, Inszenierung W. B. Iltz — am 30. Oktober zum ersten Male aufgeführt.

—

Komödienhaus, Leipzig

2. Vorstellung des Arbeiter-Theaters

Die Unüberwindlichen

Nachkriegsdrama in 4 Akten von

Karl Kraus

In Szene gesetzt von Lotte Franck-Witt nnter Mitwirkung von Karl Kraus.
Bühnenbilder: B. F. Dolbin-Berlin. — Projektion: Nina Tokumbet.
Musikalische Einstudierung: Herm. Heyer.

I. Akt: Die von der Pfeife.

Barkassy, Herausgeber der Pfeife	Peter Ihle (als Gast)
Fallotai, Redaktionssekretär	Hans Öhler
Schufterle, Mitarbeiter	Werner Schreck
Ein Redaktionsdiener	Fritz Sommerlad
Chor der Redakteure	

II. Akt: Die Diesbezüglichen.

Wacker, Polizeipräsident	Kurt Meister
Veichen, Hofrat	Herbert Pohl
Hinsichtl, Rücksichtl, Konzeptsbeamte	Herbert Fink
	Karl Weidner
Der Präsidialist	Werner Schreck
Ein Dienstmädchen	Annedore Zimmermann
Arkus, Herausgeber des Pfeil	Hans Berger
Barkassy	Peter Ihle

III. Akt: Pariser Leben.

Camillioni	Joseph Firmans
Die Sekretärin	Hertha Schreiber
Der Sekretär	Theodor Zschiedrich
Der Kammerdiener	Fritz Sommerlad
Ein Zimmerkellner	Werner Ebert
Ein Bilderagent	Werner Schreck
Ein Antiquitätenhändler	Johannes Foerster
Ein Friseur	Hans Öhler
Eine Manicure	Sidy Bienenstock
Ein Groom	Thea Jahns
Barkassy	Peter Ihle

IV. Akt: Stille Nacht, heilige Nacht.

Wacker	Kurt Meister
Veilchen	Herbert Pohl
Hinsichtl	Herbert Fink
Rücksichtl	Karl Weidner
Der Präsidialist	Werner Schreck
Kwitschala, Zehetgruber — Kriminalbeamte	Werner Ebert
	Wilhelm Helbig
Fadenhecht, Dirigent	Hans Öhler
Ramatamer	Johannes Foerster
Ein prominenter Holländer	Max Barth
Der Präsident des Automobilklubs	Fritz Sommerlad
Lobes, Bankpräsident	Kurt Maier
Vollmann, Minister a. D.	Theodor Zschiedrich
Die kleine Strohal	Thea Jahns
Der Vertreter der »Neuen Freien Presse«	Harry Walden
(Der Vertreter des »Neuen Wiener Journals«	Karl Lehnert
Der Vertreter der »Reichspost«	Rudi Werner)
Der Vertreter der »Dötz«	Hans Berger
Ein Troglodyt	Rolf Seifert
Barkassy	Peter Ihle
Die Festgesellschaft	Die Kinder

Ein Leipziger Blatt schrieb über die »Unüberwindlichen«.

Es (das Drama) ist semitisch und antisemitisch, bürgerlich und bürgerfeindlich, scharf und mild, mit anderen Worten, nicht heiß und nicht kalt, also echt weanerisch.

In der Prager deutschen Radiosendung hat am 4. November ein Vortrag unter dem Titel »Arbeitersendung/Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz: Lyrik und Satire in der Dichtung Karl Kraus'« stattgefunden. Die Rezension brachte:

Wiese im Park / Landschaft / Die Raben / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Das siebente Gebot / Der große Beträg / Derselbe (§ 144) / Zwei Soldatenlieder / Elysisches / Dichterschule / Die Zeitung / Alles, nur nicht Gobelins! / An den Bürger.

»Außerdem wurde im Vortrag« — so sagt der Bericht — »einzelne Verse und Strophen aus Gedichten zitiert. Aus dem Gedicht ‚Dichterschule' hatte der Zensor die zweite Strophe gestrichen«. (Vielleicht, weil in der offiziellen Welt, der die Radios angegliedert sind, anstatt sie kaput zu schlagen, bloß eine tätige Beziehung zu dem Körperteil, der Hort vorkommt, anerkannt wird.) Der Vortrag (des sozialistischen Schriftstellers) richtete sich zunächst »gegen den dauernden Mißbrauch der Gedanken und Wortprägungen« der Fackel »in der sozialistischen Presse oder in einem Teil dieser Presse«/und zwar mit den Worten:

Der Saritiriker Karl Kraus ist allen Totschweigemethoden der Presse zum Trotz weit über den Kreis seiner Gemeinde, der Leser der Fackel, hinaus bekannt geworden. Die Arbeiterschaft kennt ihn als treuen Freund ihrer Sache und als Hasser ihrer Feinde. Der wahre Schätzer und Verehrer des unerbittlichen Richters unserer Zeit wird aber bedauern, daß die Popularität der Satire Karl Kraus' in weiten Bereichen der proletarischen Publizistik und Journalistik Maße und Formen angenommen hat, die nur noch ein verzerrtes Bild der Urgesalt und des Vorbildes ergeben: gerade wo er nicht genannt wird erscheint Karl Kraus tagtäglich kopiert, kehren die einmaligen Wortgestalten seiner Satire als Formeln und Clichés wieder, übt sich journalistische Fixigkeit im Mißbrauch seines Wortes. Darum sei versucht, vor diesem Hörerkreis die Satire Karl Kraus' gegen die journalistische Sphäre abzugrenzen, die sich an ihr bereichern und sie zum Ornament der Zeitung entwürdigen möchte, und ihren Ursprung in der Dichtung, in der reinen Lyrik bloßzulegen. Die Satire Karl Kraus' gehört in das Reich der Dichtung, wo die Schöpfung einmalig und nicht wiederholbar ist, nicht in den Kreis der Journalistik, wo es keine schöpferische Tat, sondern trotz der ewig neuen Anlässe nur die Wiederholung, die Schablone gibt . . . .

In diesem Zusammenhang ~~ist es bemerkenswert~~ daß eine Wiener Feuilleton-Korrespondenz ~~vor kurzem~~ einen Aufsatz von Ernst Fischer ~~versendet~~, dem ich viel von meiner Verbreitung verdanke und der zwar öffentlich für den Kästner schwärmt, aber eine heimliche Schwäche für mich hat. ~~Dieser~~ Aufsatz, der »Abenteuer mit der Sprache« ~~heißt~~ und schon im Titel ein Mißverständnis enthält, beginnt so:

Die Franzosen haben zu ihrer Sprache eine ordentliche Beziehung, die Deutschen ein schlampiges Verhältnis. In Frankreich werden alle Probleme der Sprache von der Akademie geregelt, in Deutschland kann jeder mit der Sprache treiben, was er will. In Frankreich entstehen die Worte legitim, in Deutschland werden sie wild geboren, als Kinder grammatikalischer Unzucht und sprachlicher Abenteuer.

~~Nicht~~ unrichtig und gleichwohl verhatscht. Wenn Herr Fischer wüßte, was sprachliche Abenteuer sind, würde er zu schreiben aufhören. An Deutschland sind wir ~~mit~~ Sinne ~~der Arbeiter-Zeitung~~ längst angeschlossen, und für das, was sie mit der Sprache treibt, besitze ich annähernd fünfhundert Beispiele aus den letzten Jahren. Eine Bettgeherbeziehung, die mit Neid auf das schlampige Verhältnis ~~der~~ bürgerlichen Journal~~smut~~ blickt, der sich aber doch eine ganz pikante Gerichtssaalrubrik abgewinnen ließe.

Wien, am 6. August 1931

An den

Verlag der Fackel

Wien.

»Zu der Tragödie Friedrich Austerlitz« ist wohl nur für besonders Eingeweihte bestimmt. Für solche Leser, welche nur »ahnen« können, sind die Ausführungen nur halb verständlich.

— —

Wien, 7. September 1931

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen erst heute dazu, den Empfang Ihres Schreibens vom 6. August zu bestätigen, dessen Absicht uns leider so wenig verständlich ist wie Ihnen die »Ausführungen«, von denen Sie sprechen. Eine eigentliche Antwort wäre uns weder möglich, wenn Ihr Schreiben eine Beschwerde oder einen Tadel, noch wenn es eine Anfrage oder das Ersuchen um einen Kommentar bezwecken sollte. Im ersten Fall wäre der Leser auf sein Recht zu verweisen, einer Lektüre, die ihn nicht befriedigt, künftig zu entsagen. Im zweiten Fall auf die gewiß verständliche prinzipielle Unmöglichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Wir möchten Sie nur im Allgemeinen dahin aufklären, daß jedes in der Fackel gedruckte Wort ein Verständnis anspricht und befriedigt, das jeweils die Kenntnis einer vorangegangenen zeitgeschichtlichen Darstellung oder Polemik mitbringt; ohne diese Voraussetzung muß jedes in der Fackel gedruckte Wort unverständlich oder mißverständlich bleiben. Wenn wir dies sagen, beschränken wir freilich das Verständnis auf den Anspruch einer rein stofflichen, informatorischen, journalistischen Erfassung des Inhalts, also auf ein Bedürfnis, das den Autor der Fackel sehr wenig angeht. Sollten Sie nun aber meinen, daß die »Ausführungen» auch für den ständigen Leser und Kenner des Zusammenhangs oder für den, der einen Gedanken jenseits des informatorischen Moments zu erfassen vermag, unverständlich seien, so wären Sie im Irrtum. Denn diese Leser haben durchaus die Absicht verstanden (und das Gelingen gewürdigt), solchen Anschauungen, die in einem bestimmten Zeitpunkt eben nicht mit der Deutlichkeit einer Information ausdrückbar sind, den entsprechenden Ausdruck zu geben. Daß etwas, was in der Fackel steht, »nur für besonders Eingeweihte bestimmt« sein könnte, ist eine falsche Meinung. Eingeweiht sind sämtliche Leser der Fackel, die als Zeugen eines jahrelangen Kampfes die schonungsvolle Behandlung eines tragischen Opfers der Parteireligion verstanden hatten und die nun auch verstanden haben, daß der Ausdruck unsäglicher Dinge, auf die vor einer Bahre hingewiesen wird, nicht die Enthüllung sein kann, sondern daß er eben noch dem Unsäglichen gerecht wird. Wenn Sie, solcher Absicht verschlossen, mehr darüber zu erfahren wünschen, so müßten Sie sich vorläufig an die Redaktion der Arbeiter-Zeitung wenden, die es Ihnen aber gleichfalls nicht sagen dürfte.

Wir zeichnen — ohne die Formlosigkeit Ihres Schreibens vergelten zu wollen — mit

vorzüglicher Hochachtung.

Die Spaltung in der deutschen Sozialdemokratie (Seydewitz-Rosenfeld) war von einer Tat begleitet, in der sich der geistige und moralische Habitus der Partei noch an jenen zu erkennen gab, die sich gegen sie auflehnen:

GEBURTS-
ANZEIGE!

Heute wurde als Sprößling der deutschen Zensurfreiheit und der Leipziger Demokratie in Berlin
die sozialistische Wochenzeitung
SWZ „Die Fackel"
in die Welt gesetzt. Gleichzeitig beehren wir uns mitzuteilen, daß wir für den neuen Erdenbürger den zweiten Mann zur Werbung und evtl. Eheschließung suchen. Auch der dritte Mann und weitere können sich bereits melden.

Freie Verlagsgesellschaft.

Da ich für Humor wenig Sinn habe und weder gezwungen werden kann Taufpate zu sein noch ernstlich gewillt bin, zum Totgeschwiegenwerden mich auch noch bei ~~lebendigem Leib~~ beerben zu lassen, so wurden gerichtliche Schritte unternommen, die die Namensänderung des Neugeborenen erwirken sollten. (Denn wozu hätten wir denn Kadis in Berlin?) Bevor die fröhlichen Eltern sich gutwillig hiezu verpflichteten (da wir ~~in~~ Wien ja doch kein' Kadi brauchen werden), trat der Humor noch einmal in Erscheinung, indem sich die Hebamme meldete, gleich einer resoluten Paulina dem rasenden Leontes das Kind hinlegend:

15

Reichstag
Abgeordneter

Berlin NW7, den 14. 10. 1931.

Sehr verehrter Herr Dr. Kraus,

Sie werden sich wundern, von einem Ihnen ganz fremden Menschen einen Brief zu erhalten. Zunächst einmal möchte ich Ihnen sagen, daß ich Sie aus Ihren Vorlesungen in Wien gut kenne, da ich längere Zeit in Wien wohnte. Auch Ihre Zeitschrift »Die Fackel« ist mir von dorther gut bekannt. — Weiter möchte ich Ihnen aber mitteilen, daß ich die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft bin, die die Ihnen inzwischen auch bekanntgewordene Wochenzeitung »Die Fackel« herausbringt.

Ihre politische Einstellung ist mir aus Ihren Schriften und Vorlesungen bekannt. Ich weiß, daß Sie die gleichen Ziele verfolgen wie wir. Ich weiß auch genau, daß Sie uns durch Ihren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten. Der Erfolg ist jedoch gerade das Gegenteil. Im Augenblick, wo es galt, gegen die Politik der SPD, gegen die Bonzokratie innerhalb der Partei aufzutreten, wäre uns die Möglichkeit dazu beinahe genommen worden, wenn wir nicht durch einen Zufall von Ihrem Einspruch Kenntnis erhalten hätten. Sie können sich vorstellen, welch unermeßlicher Schaden das für unsere Bewegung gewesen wäre. Nun liegt die Sache aber auch so, daß unsere Zeitung unter dem Namen »Fackel« in ganz Deutschland so bekannt geworden ist, daß eine Änderung des Namens eine große Schwächung bedeuten würde. Ich kann nicht annehmen, daß Sie dies bezwecken. Ich weiß im Augenblick auch nicht, wie die rechtliche Grundlage dafür ist, ich habe im Augenblick nur den Wunsch, mich mit Ihnen über die Sache zu verständigen.

Wenn es Ihnen, sehr verehrter Herr Dr. Kraus, deshalb irgend möglich ist, so bitte ich Sie ganz dringend, mir eine Nachricht zukommen zu lassen und mir mitzuteilen, ob nicht doch die Möglichkeit besteht, zu einer gütlichen Einigung zu kommen. Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie dies bald tun würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ruth Seydewitz

16. Oktober 1931

Sehr geehrte Frau Seydewitz!

Ihre Bitte um Verständigung, deren Freimütigkeit wir keineswegs verkennen, beruft sich mit Recht auf eine gegenseitige Bekanntschaft. Ihnen war die von Herrn Karl Kraus herausgegebene Zeitschrift, die den Titel »Die Fackel« führt, wie Sie erwähnen, schon von Wien her gut bekannt, und Sie sind nunmehr die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft, die »Die Fackel« herausgibt, von der Sie sagen, daß sie inzwischen Herrn Karl Kraus auch bekannt geworden ist. Das erste hat Sie nicht abgehalten, Ihrer Zeitschrift den Titel »Die Fackel« zu geben oder doch als Geschäftsführerin nicht zu verhindern, daß ihr dieser Titel gegeben werde. Das zweite verhält sich genau so, wie Sie sagen. Denn ohne daß uns Ihre Fackel bekannt geworden wäre, hätten wir unmöglich jene juristischen Schritte zum Schutze der unsern einleiten können, die Sie nun abzuwenden bemüht sind. Auch die »politische Einstellung« der Fackel, nämlich der schon seit 33 Jahren bestehenden, ist Ihnen, wie Sie erwähnen, bekannt, und Sie meinen, daß deren Herausgeber »die gleichen Ziele verfolgt« wie Ihre Partei, die die Zeitschrift gleichen Namens herausgibt. Wenn dies der Fall ist oder Sie doch diese Auffassung haben, so hätten Sie wohl eher darauf bedacht sein müssen, einer Verwechslung vorzubeugen, als sie herbeizuführen, da ja die gleichen Ziele gewiß nicht den gleichen Titel erfordern oder ein Recht auf ihn verleihen. Sie gehen durchaus nicht fehl mit der Vermutung, daß wir Ihnen durch unseren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« »keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten«. Wir wollten uns bloß solche vom Halse halten. Sie beklagen es, daß »der Erfolg genau das Gegenteil ist« und daß Sie, wenn Sie »nicht durch einen Zufall« von dem Einspruch Kenntnis erhalten hätten, schwer geschädigt worden wären. Es ist ganz richtig, daß Sie dadurch das Entgegenkommen der Bewilligung einer Frist zur Änderung des Titels erwirkt haben. Sie führen nun, um ein weiteres Entgegenkommen zu erlangen, den Umstand ins Treffen, Ihre Zeitung sei »unter dem Namen ‚Fackel' in ganz

Deutschland so bekannt geworden«, daß eine Änderung einen großen Schaden bedeuten würde. Mit Recht nehmen Sie wieder an, daß wir Ihre Schädigung nicht bezwecken. Mit Unrecht verkennen Sie nur unsern wahren Zweck: uns vor Schädigung zu schützen. Sie wissen im Augenblick nicht, wie die rechtliche Grundlage ist. Das weiß aber doch bestimmt Ihr juristischer Berater, der keinesfalls der Meinung sein dürfte, daß das Gesetz, auf das wir uns stützen können, den, der sich einen Titel aneignet, gegen denjenigen zu schützen hat, dem solches widerfahren ist. Sie wünschen eine Verständigung, ohne ein Wort der Entschuldigung oder auch nur der Erklärung dafür beizubringen, wie es geschehen konnte, daß Personen, denen unsere Zeitschrift »Die Fackel« gut bekannt war, sich deren Titel für die ihre angeeignet haben. Denn Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß eine Verbreitung, die bereits zu unserem Schaden erfolgt ist, nebst der Betonung einer Zielgemeinschaft, die die Verwechslung befördert, eine hinreichende Exkulpierung sei. Was die Zielgemeinschaft betrifft, so machen wir natürlich gar kein Hehl daraus, daß wir an Ihrer Entschlossenheit, »gegen die Bonzokratie innerhalb der Partei aufzutreten«, mit vollster Sympathie beteiligt sind. Aber wir können Ihnen auch nicht verhehlen, daß wir das publizistische Mittel wie die Art seiner Rechtfertigung nicht für besonders geeignet halten, gegenüber dem moralischen und geistigen Bankerott der sozialdemokratischen Partei Kredit zu verschaffen.

In der Sache selbst bitten wir Sie sich an unsern Berliner Rechtsanwalt zu wenden, der vielleicht einen Ausweg findet, wie man die Änderung des Titels Ihrer Zeitschrift ohne Schädigung Ihrer wie unserer Sache bewirken könnte, und dessen Vorschlag wir dann prüfen wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Seit dem 4. November führt ~~[illegible]~~ das Kind einen andern Namen. Für den Ernstfall wäre immerhin relevant gewesen, daß Artikel über die neue Fackel als »Belegexemplare« an die alte gesandt wurden. Als Grund für die Wahl des Titels wurde von wohlmeinender Seite — was glaubt man, angegeben? Zeitmangel! Verehrer, denen nichts anderes einfiel. ~~Die andern~~ leben in Deutschland seit drei Jahrzehnten von dem geistigen Inhalt. Jetzt stelle man sich erst vor, daß die Fackel durch all die Zeit Rezensionsexemplare abgegeben hätte. Sie wäre weniger besprochen und mehr bestohlen worden.

»Das nicht, aber auf eine gute Idee hat er uns gebracht«. Wer könnte sagen, wie viel Pleiten ich schon abgewendet habe, wie durch die Offenbach-Renaissance die des Herrn Reinhardt? Aber freilich, da hat auch Steinmeier in der Friedrichstraße seinen redlichen Anteil. Ja, wir verschaffen andern die Mittel, sich in Szene zu setzen, aber wir haben sie nicht. Es ist immer das alte Lied, die Epigonen heimsen den Erfolg ein. Ich habe, da ich als Provinzonkel in Berlin nichts versäumen will, nach einer wilden Nacht bei jenem — der nicht einmal das Ehrendoktorat von Frankfurt an der Oder erlangt hat — mir die Fleischparade der »Schönen Helena« angesehen, alles in Ordnung gefunden und nur als störend eines bemängelt. Daß nämlich von einer unzulänglichen Regie, die eben doch nicht an Steinmeiers Stufung und Ballung hinanreicht, immer, wenn der Akt auf seinem Höhepunkt angelangt ist, also just in dem Moment, wo nichts gesprochen werden darf (als höchstens »Sag Ilis zu mir!«) die Quantität des Herrn Friedell vorgeschoben wird. Mutet der gefeierte Kulturhistoriker als Ersatz für eine Vielheit erwerbsloser Schauspieler so absurd an, wie er zwischen schlechten Berufskomikern durch seine Fadheit und Privatheit komisch wirkt, so bietet dieser eingelegte Merkur als Gott der Theaterdirektoren doch die Möglichkeit, von der eigentlichen Schändung der Helena-Musik durch Herrn Korngold immer wieder abzulenken, was nicht einmal der Augen- und Ohrenweide Friedels, nämlich dem Fräulein Friedel Schuster gelingt, welche doch die einzige Verbindung dieses orgiastischen Humbugs und aufgeplusterten Dilettantismus mit dem Theaterwesen vorstellt. Da ich ein Demonstrator von dessen unvorstellbarer Niedrigkeit bin, die ich freilich dem Unfug dieser Zwischenexistenzen von Regisseuren zuschreibe, so darf ich auch die echten Theatereindrücke nicht unerwähnt lassen, die sich dort einstellen, wo es der Individualität gelingt, sich gegen die Vergewaltigung durch ein Metier zu behaupten, dessen Vertreter von rechtswegen nicht einmal im Zuschauerraum zu dulden wären. Vor den Berliner »Prominenten«, jenen, die ihr männliches Geschlecht im Verkehr mit der Presse verleugnen, habe ich samt und

sonders keine hohe Meinung. Unter den vielen weiblichen Begabungen, die es heute gibt, muß der souveränsten Bühnengestalt, die das jetzige Berlin aufweist, gedacht werden: Gitta Alpar, die einzige Operettensängerin seit der Stojan (die Geistinger habe ich nur als wiederkehrende Greisin gesehen), bei der — selbst in der Niederung der »Dubarry« — Singen und Sprechen, ~~Laut~~ und Gebärde selbstverständliche und nicht in Mühsal vereinte Funktionen bilden, für Offenbach geboren und an Rotter verloren. Lucie Mannheim und Dolly Haas in dem vorzüglichen Kitschfilm »Der Ball«, worin sie reicheren Spielraum erfüllen, als ein Dutzend Bühnenabende zu gewähren vermöchten. Immer wieder viel zu selten, Blandine Ebinger, die durch ihre ~~Trommlerin~~ jeder Art von Publikum fühlbar machen könnte, was Krieg und was Theater ist. Und Carla Neher, die ich mit ~~echtem Ausdruck~~ echte Verse der »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« von Brecht sprechen hörte. Wenn ich mich recht erinnere, an dem Nachmittag, an dem der beliebtere Werfel in einer Buchhandlung Autogramme schreiben sollte und Stunden vergingen, bis einer kam und Pitigrilli verlangte; ich hätte natürlich ausgeholfen, wenngleich ich weit wertvollere Bücherwidmungen des Meisters besitze, die ich auf Wunsch dem wohltätigen Zweck zu überlassen bereit bin. Mit dem Zeitungsruhm ist es eine eigene Sache. Die Lieblinge schwinden dahin, »welken gleich gemähtem Wiesengras« wie die Choreiden, wenn ich wie Phorkyas mein Werk beginne, »doch bittet oder rettet niemand sie vom Schluß«, und selbst meine Unbeliebtheit — Bestemm wirkt mehr als Reklame — vermag kaum für eine Saison Anziehung zu ~~verschaffen~~. Was die Presse aber im Theater vermag, ist mehr: Prostitution, Nervenqual vor dem Auftreten, wenn der machthabende Schuft

20

Berlin, 15. Oktober 1931.

Sehr geehrter Herr!

Ein großer deutscher Zeitungsverlag hat uns beauftragt, ihm für seine illustrierte Ausgabe eine Sammlung von Porträts bekannter Persönlichkeiten aus Literatur und Kunst zu liefern. Einmal für diesen Zweck, dann aber auch, um Ihr Bild in unser Archiv aufzunehmen, das die größte deutsche Porträtsammlung umfaßt, die von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird, bitten wir Sie, uns Gelegenheit zu einer Porträtaufnahme geben zu wollen.

Wir dürfen annehmen, daß Ihr Weg Sie ab und zu nach Berlin führt und daß dann die Möglichkeit vorhanden ist, eine solche Aufnahme zu machen. Diese könnte nach Ihrer Wahl in ihrem Hotel oder in unserem Aufnahmeraum erfolgen und würde Ihre Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Wegen seiner günstigen Lichtverhältnisse und aus sonstigen technischen Gründen bietet unser Aufnahmeraum allerdings besondere Vorteile. Sollten Sie es einrichten können, bei uns in der Friedrich Ebert-Str. 9, II (in unmittelbarer Nähe des Potsdamer-Platzes) vorzusprechen, wären wir Ihnen außerordentlich dankbar. Wenn Ihr Weg Sie jedoch nicht bei uns vorbeiführt, senden wir auch gern einen unserer Herren in Ihr Hotel.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Ihnen aus der Aufnahme keinerlei Kosten oder Verpflichtungen entstehen und daß wir Ihnen unseren Dank durch Übersendung eines Bildes in bester Ausführung abstatten würden.

Wir bitten Sie, wenn Sie einmal in Berlin sind, uns freundlichst telefonisch benachrichtigen zu wollen, ob und wann wir die Aufnahme machen dürfen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Transocean, G. m. b. H.

21

23. Oktober 1931.

An Transocean, G. m. b. H.
Bilderabteilung

Berlin W 9
Friedrich-Ebert-Str. 9

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre Einladung vom 15. d. M. antworten wir: Ihre Vermutung, daß Herrn Karl Kraus der Weg ab und zu nach Berlin führt, ist ganz stichhaltig; gerade jetzt hält er sich in Berlin auf. Gleichwohl ist er weder in der Lage, zum Zweck einer photographischen Aufnahme bei Ihnen vorzusprechen noch einen Ihrer Herren bei sich zu empfangen. Sie nehmen, offenbar infolge einer nur oberflächlichen Kenntnis seines Wirkens — welches sein Bild für die illustrierte Ausgabe eines großen deutschen Zeitungsverlags geeignet erscheinen läßt — mit Unrecht an, daß ihn eine solche Bestimmung Ihrem Angebot geneigt machen wird, wie nicht minder der allgemeine Hinweis darauf, daß Ihre Sammlung von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird. Sie scheinen so wenig wie jener große deutsche Zeitungsverlag zu wissen, daß das Wirken des Herausgebers der Fackel nicht so sehr darin besteht, eine Schätzung als die Verachtung der Presse zum Ausdruck zu bringen. Es existieren bereits zahllose gute Aufnahmeu des Herrn Karl Kraus, die zu einem Verkauf für wohltätige Zwecke hergestellt wurden. Die Erlaubnis der Veröffentlichung wird in keinem Falle erteilt, und sooft sie dennoch vorgenommen wurde, konnte das »Recht am Bilde« mit Erfolg geltend gemacht werden. Dieses Recht schützt freilich nur in Österreich. Wenn eine reichsdeutsche Zeitung, die etwa der Meinung ist, daß Herr Karl Kraus als »zeitgeschichtliche Persönlichkeit« in Betracht komme, die Veröffentlichung der Photographie vornimmt, so kann bloß der Photograph angewiesen werden, sein Urheberrecht geltend zu machen. Ohne Einwilligung des Photographierten darf auch er es im gegebenen Falle nicht abtreten. Daß aber zum Zweck der Publizierung in der Presse eine Aufnahme hergestellt werden sollte, davon kann keine Rede sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

22

Zuckmayer bearbeitet Ernest Hemingway. Das Eröffnungsstück des Deutschen Theaters in Berlin, dem der Roman des Engländers Ernest Hemingway „In einem anderen Land" zugrunde liegt, stammt von Karl Zuckmayer, der mit dem Regisseur Hilpert zusammen die Bearbeitung vorgenommen hat. Das neue Stück, an dem Zuckmayer arbeitet, „Eduard VII.", behandelt die historische Gestalt des englischen Königs und soll eine Rolle für Karl Kraus oder Emil Jannings werden.

27. April 1931.

2496

An den

Verlag »Die Fackel«

Ich lese seit langen Jahren die Fackel und freue mich insbesondere auch immer über den Kampf, den Sie gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache führen. Umsomehr wundert es mich, daß es auf der letzten Umschlagseite Ihrer Zeitung heißt: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden.«

Hochachtungsvoll

— —

11. Mai 1931.

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen leider erst heute dazu, Ihre Zuschrift vom 27. April zu beantworten, in der Sie zugleich Ihrer Freude über den Kampf der Fackel »gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache« Ausdruck geben und Ihrer Verwunderung über den auf der Umschlagseite gedruckten Satz: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden«. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche Absicht beider Bekundungen, fühlen uns aber hauptsächlich aus dem Grunde genötigt, uns mit der zweiten zu befassen, weil Sie den Umstand, daß das nächste Heft der Fackel die getadelte Umschlagnotitz nicht enthält, fälschlich auf den Tadel statt auf Raummangel zurückführen könnten und in dem Glauben bestärkt würden, daß jener berechtigt sei. Wir möchten Ihnen also, mit aller Anerkennung der Freimütigkeit Ihres Vorhaltes, sagen, daß unter den vielen Zuschriften, die wir trotz einer Umschlagnotitz, die der getadelten vorangeht, erhalten, die Ihre wohl eine der eigenartigsten vorstellt. Es würde uns trotz unserem Kampf gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache, der doch hauptsächlich der Publizistik gilt, nicht in den Sinn kommen, einem Privatmann einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihm eine gut deutsche Konstruktion unbekannt ist. Daß er aber einem Autor, dem sie bekannt ist, eben daraus einen Vorwurf macht, dürfte vielleicht doch ein etwas ungewöhnlicher Fall sein. Wir sind überzeugt, daß Sie mit uns die Ansicht teilen werden, daß ein Leser, der in durchaus dankenswerter Weise sich sprachliche Skrupel macht, dem Problem zunächst durch Einblick in ein Wörterbuch beizukommen trachten sollte, bevor er an denjenigen, der die ihm unbekannte Lösung gefunden hat, mit einer Frage oder gar mit einem Vorwurf herantritt. Im gegebenen Fall jedoch möchten wir der Verwunderung Ausdruck geben, daß statt des Wörterbuchs nicht schon die Erinnerung an den Schluß von Schillers »Bürgschaft« geholfen hat, den auftauchenden Zweifel niederzuschlagen. Zuschriften wie die Ihre, deren reine Absicht wir keineswegs verkennen, die aber, da sie ja doch eine Antwort erfordern, eben die Arbeit vermehren, die Sie in so freundlicher Weise anerkennen, lassen wohl die auf dem Umschlag ausgesprochene Bitte begreiflich erscheinen, die der getadelten Notiz vorangeht und von den Lesern leider so selten gewährt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

24a

pari
(Ueberall ist keine Sache u. keine Bedeutung erfolgt.)

Sehr geehrter Herr!

Dringend

25/98

Beim Versand von Rezensions-Exemplaren sind wir bisher weit über das Maß des sonst im Verlagswesen Üblichen hinausgegangen, weshalb wir uns genötigt sehen, hinfort besser hauszuhalten und die Abgabe von Rezensions-Exemplaren an die Bedingung zu knüpfen, daß eingegangene Rezensionsverpflichtungen erfüllt worden sind. Wir wollen auch Ihnen gerne weiterhin sofort nach Erscheinen unsere Novitäten schicken. Über die in beiliegenden Drucksachen angestrichenen Bücher fehlen uns noch Besprechungsbelege. Geben Sie bei dem mit Ihren Besprechungen bedachten Blatt doch bitte Weisung, daß man die Angelegenheit einmal nachprüft. Wir möchten Ihr Urteil doch nicht gerne in unserem Archiv missen. Lassen Sie uns womöglich zwei Abdrucke schicken, damit wir auch den Autoren Ihre Kritik zugänglich machen können.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Fackelreiter-Verlag
Hamburg-Bergedorf

An

20. Juni 1931

den Fackelreiter-Verlag

Hamburg-Bergedorf

Sie teilen Herrn Karl Kraus mit, daß Sie beim Versand von Rezensionsexemplaren bisher weit über das Maß des sonst im Verlagswesen Üblichen hinausgegangen sind, sich deshalb genötigt sehen, hinfort besser hauszuhalten und die Abgabe von Rezensionsexemplaren an die Bedingung zu knüpfen, daß eingegangene Rezensionsverpflichtungen erfüllt worden sind. Wir bitten Sie, uns nur noch zu erklären, warum Sie das alles dem Herausgeber der Fackel mitteilen, dem Sie doch wohl nicht nachsagen können, daß er Ihnen gegenüber jemals eine Rezensionsverpflichtung eingegangen ist. Sie teilen ihm mit, daß Ihnen noch Besprechungsbelege fehlen — was gewiß bedauerlich ist —, und bitten ihn, bei dem mit seinen Besprechungen bedachten Blatt doch Weisung zu geben, daß man die Angelegenheit einmal nachprüft, da Sie sein Urteil doch nicht gerne in Ihrem Archiv missen möchten. Das ist gewiß sehr freundlich, aber er hat nichts beurteilt, kein Blatt mit Besprechungen bedacht und wüßte nicht, was er nachprüfen lassen sollte. Da Sie die Stelle Ihres Briefes, die diesen Wunsch enthält, noch am Rande zweimal mit Rotstift und überdies die Sache als »dringend« bezeichnen, so liegt Ihrer Mahnung vielleicht ein Sachverhalt der Art zugrunde, daß irgendjemand den Namen des Herrn Karl Kraus mißbraucht hat, um von Ihnen Rezensionsexemplare zu erlangen. Sollte es sich aber vielleicht bloß darum handeln, daß Sie freiwillig solche an den Herausgeber oder den Verlag der Fackel gesandt haben, was ja beiweitem noch keine von uns eingegangene Rezensionsverpflichtung bedeuten würde, so verweisen wir auf die durch Jahrzehnte veröffentlichte Umschlagnotiz, die da besagt, daß eingesandte Rezensionsexemplare nicht besprochen, sondern zu einem wohltätigen Zwecke verkauft werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Karl Kraus

259

256

2

Um dem Verdacht der Reklamesucht neue Nahrung zu geben — wegen deren Vorwurfs ein Bediensteter der Firma Mosse (die den Verlag der Fackel um Annoncen angeschnorrt hatte) kürzlich in Berlin ~~schuldig gesprochen~~ wurde —, erfolgt hiemit die Verständigung der Redaktionen und Schriftleitungen deutscher und österreichischer Zeitungen und Zeitschriften, daß das Betteln um Rezensionsexemplare oder Besprechungsstücke völlig aussichtslos ist. Freilich hat auch diese Verständigung wenig Aussicht, da sie den Text der Fackel kaum aufmerksamer als deren Umschlag lesen dürften. Sie sehen die Bücher des Verlags im Buchhändlerblatt angekündigt und stellen die Zumutung, daß man mit dem materiellen Opfer des Exemplars die Pein der Rezension bezahle. Man zieht die Ausgabe des Portos für jährlich hundert Antwortkarten vor, die den Hinweis auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz enthalten, in der Hoffnung, daß sie wenigstens für die kommenden Bücher Ruhe geben werden. Solche Höflichkeit soll durch diese generelle Abweisung, die vielleicht doch Leser in journalistischen Kreisen findet, erspart werden. Rezensionen unerwünscht.

~~Umgekehrt werden solche wieder von der Fackel nicht geliefert.~~ Darum mögen auch die deutschen und österreichischen Verleger auf diesem Wege zur Kenntnis nehmen, daß die Zusendung ihrer Bücher bloß den Erfolg hat, daß durch deren Verkauf wohltätige Zwecke gefördert werden.

Prag, den 18. September 1931.

An den Verlag »Die Fackel«,

Wien.

Dem Augusthefte der »Fackel« entnehme ich mit Verwunderung, daß ich, ein ergebener und seit einigen Jahren auch verständnisvoller Leser der »Fackel«, als Zuläufer zu betrachten bin, wenn ich die Zeitstrophen nicht lese. Ich bitte Sie nun, mir ein Exemplar dieses Werkes (gebunden) per Nachnahme zum Selbstkostenpreise zu liefern. Sollte indessen Herr Karl Kraus des erwähnten Umstandes halber meine Person (und zugleich wohl viele andere) von dem vorstehenden, vielleicht nur mir unbegründet hart erscheinenden Urteil, das er ja ganz allgemein gefällt hat, ausnehmen oder sollte sich meine Ansicht in irgend einem anderen Punkte als irrig erweisen, ersuche ich Sie, mir das Exemplar zum üblichen Verkaufspreise zu senden, und in aller Form Herrn Karl Kraus, meine Entschuldigung entgegenzunehmen.

Für eine, wenn auch kurze, Aufklärung im voraus herzlich dankbar, bin ich

hochachtungsvoll

— —

28. September 1931.

Sehr geehrter Herr!

Wir bestätigen mit dem besten Dank den Empfang Ihrer freundlichen Zuschrift vom 18. September 1931, deren Sinn uns leider nicht ganz klar geworden ist. Wir glauben, daß der Sinn der Worte, auf die sie sich bezieht, weit weniger mißverständlich war; sie galten allen denjenigen Lesern der Fackel, die die »Zeitstrophen« nicht lesen. Warum der Preis des Buches jeweils danach bemessen werden soll, ob sich ein Leser der Fackel, der die Lektüre des Buches nachholen will, durch jenes Urteil getroffen fühlt, und warum einer, den wir »ausnehmen« sollen, den »üblichen Verkaufspreis« zahlen will, während die andern es »zum Selbstkostenpreis« erhalten müßten — so daß wir konsequenter Weise die Arbeit zu verschenken hätten —, leuchtet uns nicht ganz ein. Da wir uns auf solche Unterscheidung nicht einlassen können — umsoweniger, als ja das Urteil, wie Sie wieder mit Recht bemerken, »ganz allgemein gefällt« war —, möchten wir Sie, mit allem Dank für die zweifellos freundliche Absicht Ihrer Zuschrift, bitten, sich das Buch, falls Sie es noch zu erwerben wünschen, durch einen Buchhändler zu beschaffen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Prag, den 1. Oktober 1931.

Verlag »Die Fackel«,
Herrn Karl Kraus zu eigenen Händen.

In Erwiderung auf Ihre Zeilen vom 28. September und zur näheren Erklärung der meinigen vom 18. September muß ich, da leider eine größere Deutlichkeit erforderlich ist, in freundschaftlicher Absicht auf die Gefahr des Mißtrauens gegen Herrn Karl Kraus aufmerksam machen, welche dieser durch sein Urteil in der letzten »Fackel« heraufbeschworen hat. Gerade überlegte Leser der »Fackel«, solche, die Herrn Karl Kraus leidenschaftlich anhangen, und sich ein Leben zu führen bemühen, welches der bejahenden Seite seines Werkes entspricht, werden, in den Bahnen des Kritikers Kraus, durch jenen allzuharten Ausspruch auf den Gedanken gebracht, die Verurteilung könne auch Reklamezwecken dienen. Liebe macht ja nicht unbedingt blind. In dieser Meinung werden sie durch eine große Anzeige auf dem Umschlage der »Fackel« für die »Zeitstrophen« bestärkt. Es war mir um Ihre Aufklärung zu tun und ich ersehnte eine entschiedene, auf Recht gegründete Zurückweisung des Verdachtes. Deshalb auch, als Wink, mein Ersuchen um Lieferung der »Zeitstrophen« gegebenenfalls zum Selbstkostenpreise, der natürlich auch den beliebig hohen Preis der Arbeit des Autors enthalten sollte, statt zu dem auch den Verlagsgewinn umfassenden üblichen Verkaufspreise; auf diese Weise wäre eine Scheidung zwischen dem idealen Zweck und einem materiellen Interesse durchgeführt worden.

Das Buch habe ich inzwischen in Prag bestellt. Wiederholen möchte ich nur, daß mir das Urteil auch gegenüber vielen alten und tätigen Freunden und Lesern der »Fackel«, welche die Lektüre des Buches nicht nachholen, zu grausam scheint.

Sie werden es nach dem Vorgesagten verstehen, daß ich meine Bitte um Klarstellung der Sache hiermit inständig nochmals vorbringe. Ich glaube, Herrn Karl Kraus' Recht auf Vertrauen durch diese persönliche Anfrage nicht zu schmälern.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

6. Oktober 19[illegible]

Sehr geehrter Herr!

Ihre Zuschrift vom 1. Oktober würden wir, wenn die Skrupel, die Sie schwer zu bedrücken scheinen, nicht Abhilfe verdienten, höchstens mit dem Hinweis auf jene Umschlagsanzeige beantworten, von der Sie, im Gegensatz zu der größeren Anzeige der »Zeitstrophen«, vielleicht überzeugt sind, daß sie keinerlei Reklamezwecken dient. Weil Sie aber offenbar ehrlich bemüht sind, mit dem Problem, das Sie sich und leider auch uns da aufgebürdet haben, fertig zu werden, und wir immerhin nun zu verstehen glauben, was Sie eigentlich wollen, so erteilen wir Ihnen eine sachliche Antwort. Zunächst möchten wir ihnen deutlich sagen, daß jenes Urteil über eine Sorte von Lesern der Fackel aufrecht bleibt, unzugänglich welcher Rekrimination immer, und daß selbstverständlich kein Leser der Fackel das Recht hat, deren Autor für ihren Inhalt oder irgendein Wort des Textes zur Rede zu stellen, sondern einzig das Recht, aus einer ihm nicht genehmen Ansicht oder Textierung oder aus der Verweigerung einer Rechenschaft die Konsequenz zu ziehen: indem er aufhört, Käufer, Abonnent, Leser der Fackel zu sein. Dies gilt ganz besonders für jene Leser, »die Herrn Karl Kraus leidenschaftlich anhangen«, ohne seine eigensten Schriften zu lesen; die ihm deren stürmisch verlangte Vorlesungen zum Greuel werden ließen, und die nunmehr nicht sich selbst den Widerspruch, sondern ihm dessen Wahrnehmung zum Vorwurf machen und mit dem Verdacht vergelten, sie »könne auch Reklamezwecken dienen«. Da Sie, wenngleich »in freundschaftlicher Absicht«, diesen Verdacht als den uns bisher unverständlichen Sinn Ihrer Anfechtung ziemlich klar aussprechen, so wollen wir Ihnen — eben weil wir die freundschaftliche Absicht wie das ehrliche Bemühen um Erhaltung eines Glaubens anerkennen — auch antworten. Es bleibt also mit unabänderlicher Unerbittlichkeit das Urteil bestehen, das solche Leser der Fackel betrifft, die nicht das geringste Interesse für jene Produktion ihres Herausgebers übrig haben, die der Zuneigung zur »bejahenden Seite seines Werkes« noch weit mehr entsprechen müßte, ja es bleibt bis zu dem Wunsche aufrecht, daß solche Leser auch der Lektüre der Fackel entsagten, also bis zu einem Wunsche, der sicherlich

von dem Verdacht der Verlagsreklame unberührt bleibt. Ihre Vermutung einer solchen nun, die schon durch die legitimste Möglichkeit der Bekanntmachung, die Anzeige in der Fackel, bestärkt wird — und der Herausgeber sollte wohl bei den Lesern, die »ein Leben« in seinem Sinne »zu führen bemüht« sind, fallweise um die moralische Lizenz einkommen —, Ihre Vermutung einer »Reklame« wäre selbst dann reichlich naiv, wenn Sie den Verlag der Fackel auf einer ehrlich bezahlten Annonce im Berliner Tageblatt ertappt hätten. Sie stellen sich jedenfalls vor, daß es der Moral der Fackel am besten entspräche, die Bücher, die die Leser ohnehin nicht kaufen, vor ihnen zu verheimlichen oder etwa die Hörer einer Vorlesung »aus eigenen Schriften« durch deren Plakatierung nicht zu enttäuschen, auf die Gefahr hin, daß sie sie versäumen. Über das Moralproblem, das sich Ihnen offenbar durch falsche Nebenvorstellungen mit dem Begriff der »Reklame« verknüpft, wollen wir uns mit Ihnen nicht auseinandersetzen. Ihr administrativer Verdacht erstreckt sich aber auch — und so glauben wir den Sinn Ihrer Anfrage erst zu verstehen — auf den Preis, der für das Buch »Zeitstrophen« verlangt wird, und hier ist es möglich, Ihrem Mißtrauen mit etwas Tatsächlichem abzuhelfen. Ihr dankenswerter »Wink«, das Buch zu einem Selbstkostenpreis, »der natürlich auch den beliebig hohen Preis der Arbeit des Autors enthalten sollte«, zu liefern, würde, ganz in Ihrem Sinne befolgt, Ihnen die Überraschung eintragen, daß dieser Selbstkostenpreis weit höher wäre als der »übliche Verkaufspreis«, in dem Sie einen »Verlagsgewinn« versteckt vermuten. Damit stehen Sie so ziemlich auf dem Standpunkt der österreichischen Steuerbehörde, welche den Autor der Bücher des Verlags der Fackel, der ein Selbstverlag ist, als »Verleger« einschätzt: eine Ansicht, deren Betätigung den ohnedies so niedrigen Preis der Bücher leider nicht noch herabzusetzen vermag. Sie wünschen »eine Scheidung zwischen dem idealen Zweck und einem materiellen Interesse durchgeführt«. Nehmen Sie zur Kenntnis, daß der materielle Ertrag der Versbücher, die im Verlag der Fackel erscheinen, kaum den Betrag deckt, der der Steuerbehörde, die gleichfalls diese reinliche Scheidung wünscht und darum neben der Einkommensteuer

auch eine Erwerbsteuer wie für ein Verlagsunternehmen vorschreibt, für solche sittliche Forderung zu entrichten ist. Nehmen Sie zur Kenntnis, daß, wenn selbst sämtliche Käufer der Fackel auch die Bücher ihres Herausgebers kauften, das materielle Interesse noch immer zugunsten des idealen Zwecks verkürzt bliebe. Die von Ihnen angestrebte Scheidung ist aber durch den Großteil der Leser der Fackel so radikal vollzogen, daß überhaupt nur noch der ideale Zweck vorhanden ist. Weil eben diese leidenschaftlichen Anhänger ein Verhalten an den Tag legen, das jenes noch viel zu milde Urteil rechtfertigt, so decken die Einnahmen aus dem »üblichen Verkaufspreis« — der trotz einer Verdopplung der Druckkosten, die sich aus der Arbeitsweise ergibt, tief unter dem üblichen Verkaufspreis sämtlicher Verlagsschmieragen bleibt — auch nicht annähernd die Selbstkosten, die ausschließlich in der Bezahlung von Druck und Papier bestehen. Wo ein Autorhonorar, geschweige denn ein »beliebig hohes«, überhaupt nicht in Frage kommt, belieben Sie, ohne die geringste Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und mit der moralischen Anfechtung eines Urteils, das ja eben diese zu erkennen gibt, einen »Verlagsgewinn« als selbstverständlich vorauszusetzen und von einem »materiellen Interesse« zu sprechen, das doch ausschließlich darin bestehen könnte, irgendeinmal die Selbstkosten hereinzubringen. Und dies wohl als einer jener leidenschaftlichen Anhänger, denen, wenn sie schon die Bücher nicht lesen, immerhin aus der Lektüre der Fackel bekannt sein müßte, daß die Reklame des Buchverlags darin besteht, weder jemals ein Rezensionsexemplar zu versenden noch ein solches auch nur auf Ersuchen abzugeben, und sich tatsächlich auf jene Anzeige in der Fackel beschränkt, die Ihnen verdächtig vorkommt. Wenn Sie sagen, daß es »viele alte und tätige Freunde und Leser der Fackel« gibt, »welche die Lektüre des Buches nicht nachholen«, so lassen Sie sich auf den Hohn dieser Berühmung, die gegenüber dem »grausamen Urteil« ganz zu Unrecht einen Cäsarenstolz arrogiert, antworten, daß der gewinn- und reklame-

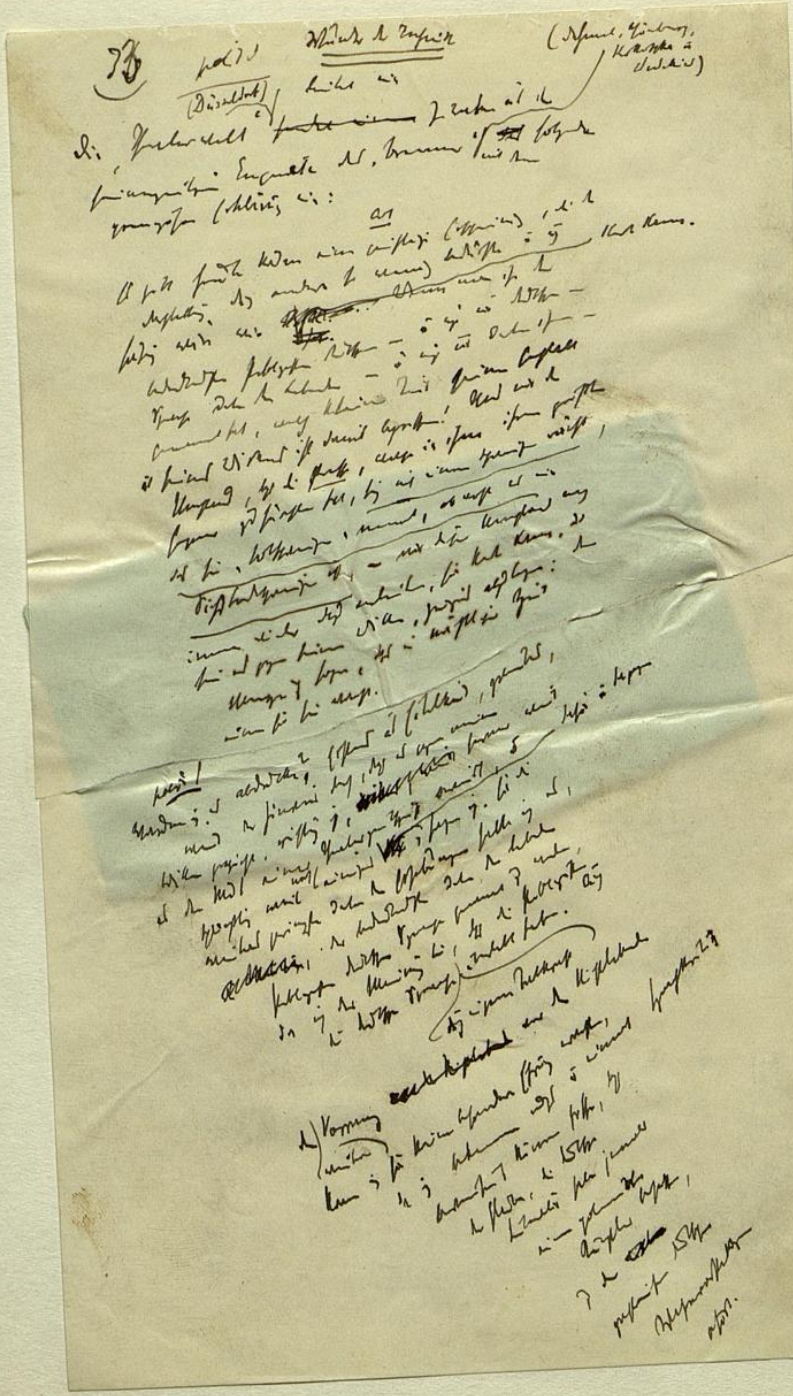
92

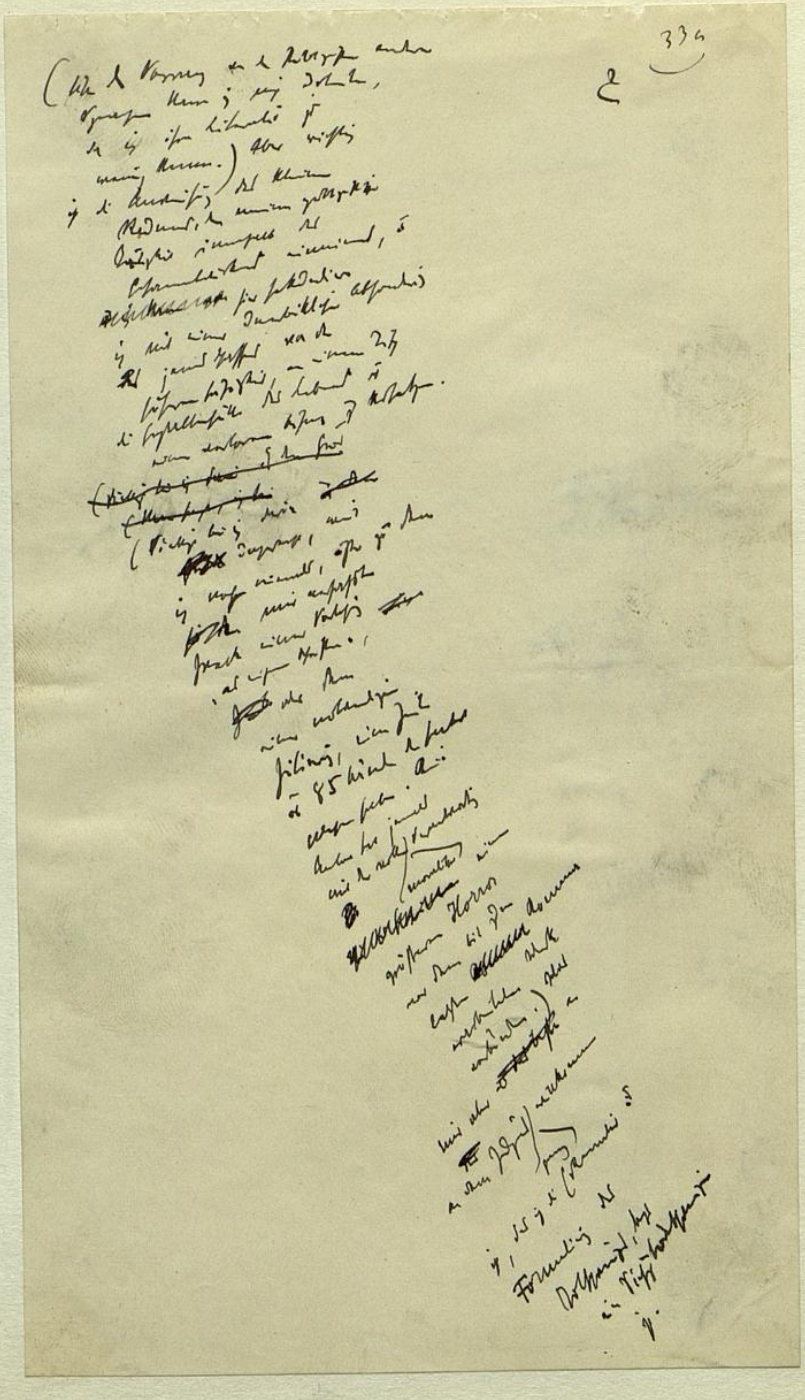
4

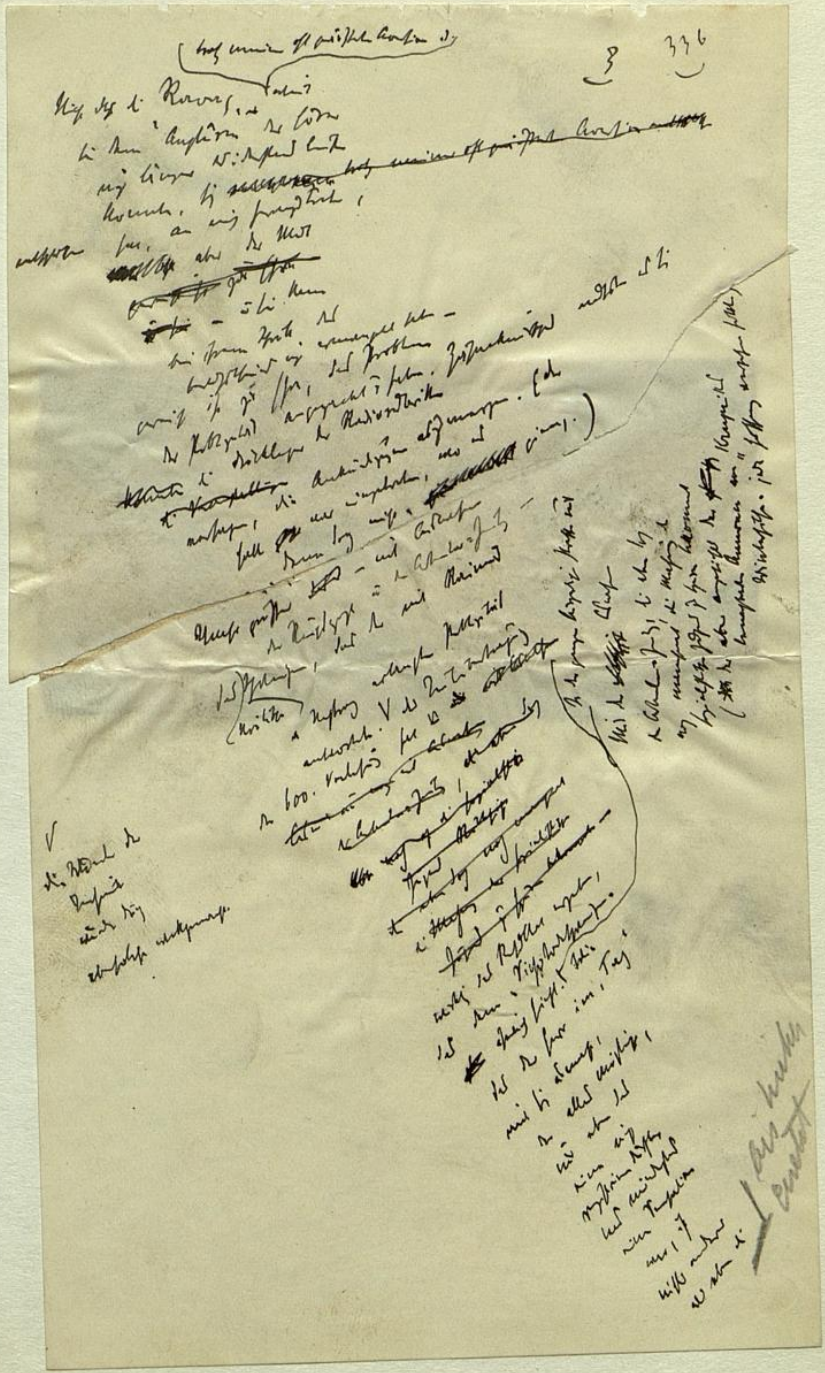
süchtige Verlag der Fackel keinen andern Wunsch hat, als solche tätigen Freunde so schnell als möglich auch für die Fackel selbst los zu werden. Und der Vortragende keinen andern, als daß sie auch beim Anhören der Strophen im Vortragssaal ihre Enthaltsamkeit nicht durch Enthusiasmus verleugnen möchten. Das Verhalten dieser tätigen Freunde, die ja bisher andauernd einen großen Absatz der Fackel ermöglicht, aber den »Worten in Versen«, deren Vortrag sie begehren und bejubeln, teilweise noch nicht einmal zu einer zweiten Auflage verholfen haben, ist — aus einem materiellen Grunde, der noch weit mehr einen geistigen bedeutet — einfach ein Skandal. Wir haben noch nie in 33 Jahren einen Menschen als Käufer der Fackel angeworben, aber wir erlauben uns, in dem Faktum, daß deren spontane Anhänger die Bücher ihres Autors verschmähen, das Problematische ihrer Anhängerschaft zu erkennen, auf die Gefahr hin, sie eben auch als Anhänger und Käufer der Fackel zu verlieren, weil ihnen das Urteil als »zu grausam« erscheint. Es ist nur ein Glück, daß nicht alle, die sich davon betroffen fühlen, Rechenschaft verlangen, sobald der Autor der Fackel in jener Publikation, die sie unbegreiflicher Weise doch lesen, den Sachverhalt feststellt. Sollte Ihr Wunsch nach solcher Rechenschaft — die wir abgelegt haben, weil wir, bei allem Widerstreben gegen Zuschriften, in prinzipiellen Dingen doch keine Antwort schuldig bleiben — nunmehr erfüllt sein, so würde es uns freuen. Dann sollten Sie aber auch bedauern, einem gerechten Urteil, das allen galt und das doch bestimmt war, Schuldgefühle zu wecken, persönlich mit einer Beschuldigung oder doch mit dem voreiligen Ausdruck unverdienten und durch keine Sachkenntnis gestützten Mißtrauens entgegengetreten zu sein.

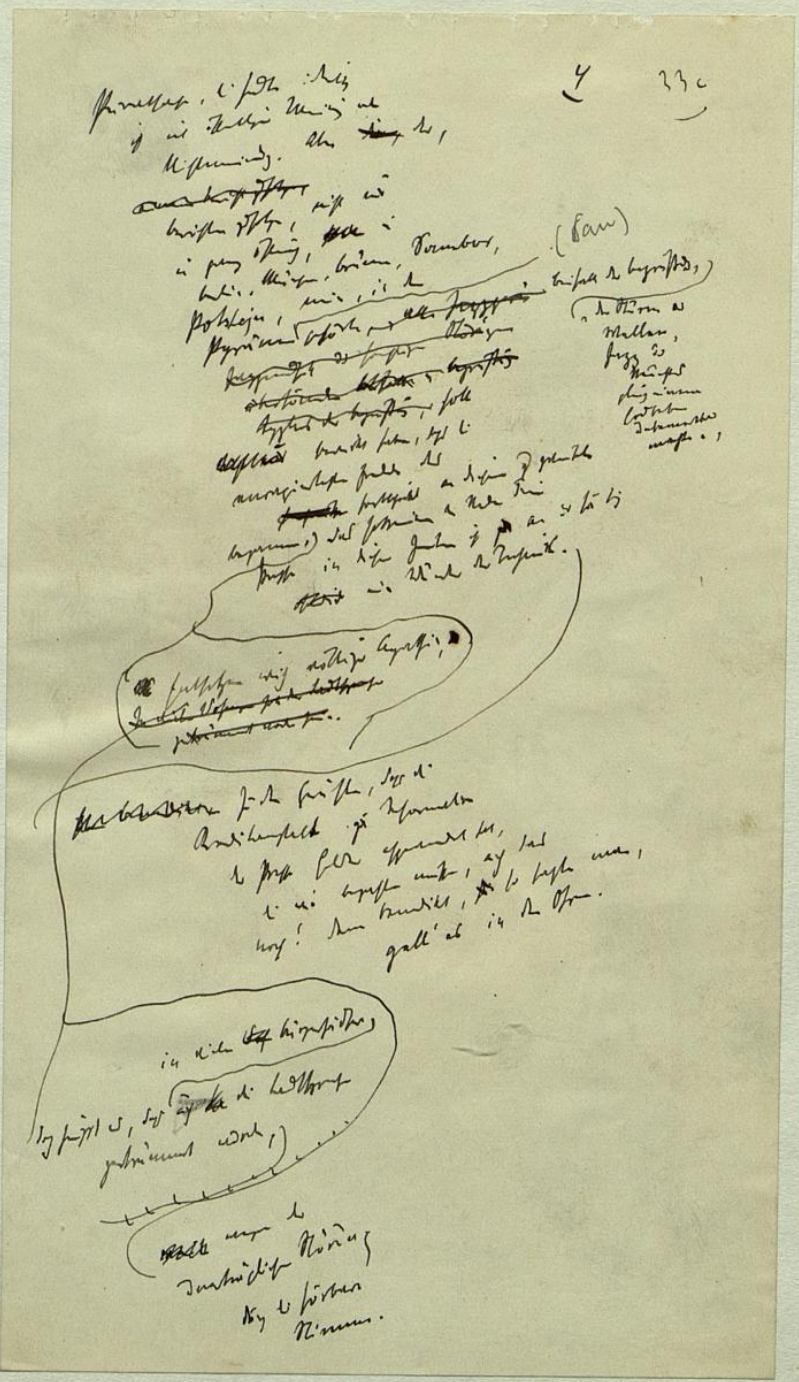
Mit vorzüglicher Hochachtung.

Anm.: Das Bedauern hat keinen Ausdruck gefunden.









BALBRIGGAN

erzeugt wohl die berühmtesten Strümpfe der Welt. Thomas Mangan (Bild) erhielt von der englischen Königin viele Auszeichnungen für seine hervorragenden Strümpfe, die er für das Königshaus seit 60 Jahren lieferte. Vom gleichen Fabrikanten beziehe ich seit Jahren langewollene Herrenstrümpfe — in jedem das Wort „Balbriggan" mit der Hand eingestickt. Qualität erstaunlich, der Preis S 14.— Im feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse

— Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

„Wiederbeginn der Gehorsamsverweigerung unvermeidlich."

Kabeldienst der „Neuen Freien Presse" (United Press).

London, 20. November.

Wunder der Technik

Die ‚Theaterwelt' (Düsseldorf) leitet ein Zitat aus der seinerzeitigen Enquete des ‚Brenner' (Dehmel, Schönberg, Kokoschka und Wedekind) mit der folgenden pompösen Erklärung ein:

Es gibt heute kaum eine geistige Erscheinung, die der Darstellung durch andere so wenig bedürfte und auch fähig wäre wie Karl Kraus. Wenn man ihn den bedeutendsten Publizisten deutschen — und nicht nur deutschen — Sprache unter den Lebenden — und nicht nur unter ihnen — genannt hat, welch kleiner Teil seiner Gestalt und seines Wirkens ist damit begriffen! Und nur der Umstand, daß die Presse, welche in ihm ihren größten Gegner zu fürchten hat, sich mit einem Schweigen rächt, das sie ›totschweigen‹ nennt, obwohl es ein ›Sichtotschweigen‹ ist, — nur dieser Umstand mag immer wieder dazu verleiten, für Karl Kraus, und sei es gegen seinen Willen, Zeugnis abzulegen: den Menschen zu sagen, daß in nächtlicher Zeit einer für sie wacht.

Warum ich es abdrucke? Erstens aus Eitelkeit, zweitens, weil der Hinweis darauf, daß es gegen meinen Willen geschieht, richtig ist, ferner weil es den Mut einer Theaterzeitschrift beweist, und schließlich weil noch einiges dafür und dagegen zu sagen ist. Für die weitaus geringste unter den Erhebungen halte ich es, der bedeutendste unter den lebenden Publizisten deutscher Sprache genannt zu werden, da ich der Meinung bin, daß die Publizisten die deutsche Sprache durch eigene Tatkraft überlebt haben. Auch den weiteren Vorrang vor den Nichtlebenden kann ich für keine besondere Ehrung erachten, da ich bekennen muß und einmal sprachkritisch beweisen zu können hoffe, daß der Glaube, die deutsche Literatur habe jemals einen polemischen Künstler besessen, zu der geistreichen deutschen Wahnvorstellung gehört. (Über den Vorrang den Publizisten anderer Sprachen kann ich nicht urteilen, da ich ihre Literatur zu wenig kenne.) Aber richtig ist die Anweisung des kleinen Raumes, den meine publizistische Tätigkeit innerhalb des Gesamtwirkens einnimmt, und hier sekundiere ich mit einer unerbittlichen Absonderung jenes Schaffens von der Führerfähigkeit, an einem Tisch die Gestaltenfülle des Lebens zu einer verlorenen Bühne zu ersetzen. (Vielleicht bin ich darin ungerecht, weil ich noch niemals, außer zu dem mir verhaßten Zweck einer Vorlesung ›aus eigenen Schriften‹, oder dem einer notwendigen Zitierung, eine Zeile aus 85 Bänden der Fackel gelesen habe. Kein Autor hat jemals mit der vollen moralischen Verantwortung einen größeren Horror vor dem bis zum letzten Komma erarbeiteten Werk verbunden.) Was mir aber an dem Zeugnis ganz willkommen ist, das ist die Erkenntnis und Formulierung des Totschweigens, das ein Sichtotschweigen ist.

~~ist~~ Nicht daß die »Ravag« trotz meiner oft geäußerten Aversion und ~~bei~~ dem Ansturm der Hörer nicht länger Widerstand leisten konnte, sich entschlossen hat, an mich heranzutreten, aber der Mut — und sie kann bei ihrem Schritt des Bewußtseins nicht ermangelt haben — gereicht ihr zur Ehre, das Problem ~~der~~ Publizi~~stik~~ angepackt zu haben. Zähneknirschend mußten es sich die Druckleger der Radiorubriken versagen, die Ankündigungen auszumerzen. (Der Fall war eingetreten, wo es denn doch nicht ging.) Umso größer — mit Ausnahme der Reichspost und Arbeiter-Zeitung — das kritische Schweigen, das der mit Raimund und Nestroy erlangten ~~Publizität~~ antwortete. ~~Die~~ Wunder der Technik wurden durch ebensolche wettgemacht. Die Teilübertragung der 600. Vorlesung hat wirklich das Resultat ergeben, das dem »Sichzutodeschweigen« ähnlich sieht. In der ganzen bürgerlichen Presse ~~nur~~ mit der Ausnahme der Arbeiter-Zeitung, die eben doch ~~noch~~ manchmal die Mahnung der sozialistischen Jugend zu spüren bekommt (der aber angesichts der benachbarten Annoncen von »Krupniks Winterhilfe« jede ~~Fas~~sung vergehen sollte). Wie das der Herr im ‚Tag' mit sich ausmacht, der alles mögliche, nur eben das eine nicht registrieren durfte, was mindestens eine Sensation war, ist nichts anderes als eben die

Radio Wien

27. September 19·40

Raimunds »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«

(I, 7, 11 bis 21)

Begleitung: Franz Mittler

4. Oktober 20·25

Uraufführung

Das Notwendige und das Überflüssige

von Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus

Musik von Otto Janowitz etc.

Spielleitung: Karl Kraus Kapellmeister: Rudolf Wallner

Lord Wathfield	Victor Kutschera
Malvina, seine Tochter	Emmi Pfeiffer
Lord Howart, ihr Bräutigam	Hans Schweikardt
Sebastian Faden, ein armer Seiler	Karl Kraus
Fabian Strick, sein Gesell	Hermann Wawra
Frau Schnittling, eine Kräutlerin	Lilly Fröhlich
Babette, ihre Tochter, Fadens Geliebte	Dora Miklasich
Pumpf, ein Bankkramer	Karl Kneidinger
Hannerl, seine Schwester, eine Wäscherin, Stricks Geliebte	Gisa Wurm
Herr von Brauchengeld, ein zu Grund gegangener Rentier	Fritz Strassni
Mathilde, Emilie } seine Töchter	Mia Waldner, Blanca Glassy
Therese, deren Stubenmädchen	Elly Peiskar
Amtmann Geier	Arthur Ranzenhofer
Krall, Schnell } Gauner	Eduard Loibner, Aurel Nowotny
Ein Wirt	Heinrich Jensen

Seit August 1931 wurden die folgenden Beträge Unterstützungszwecken zugeführt:

An das Blinden-Erziehungs-Institut (Wittelsbachstraße) (Erlös aus älteren Nummern der Fackel und Rezensionsexemplaren, aus Photographien und Karten: Aufnahmen aus den Ateliers Joel-Heinzelmann, Charlottenburg, Lotte Jacobi, Berlin und Trude Fleischmann, Wien) S 33.39.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (18. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 39·20 und 12. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei« S 3.60) S 42.80.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und Unterstützungsbedürftige S 1500.—

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30) S ~~247.30~~

Diversen Zwecken S 732.20

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S

Maturitní otázky z německé literatury (Max Brod, Franz Kafka, Franz Werfel, Egon Erwin Kisch, Fr. Sulec, Dr. Viktor Kubička, Jaroslav Hašek, Max Brod, Franz Kafka, Franz Werfel, Egon Erwin Kisch)

„Der jüdische Arbeiter" (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; „Radiowelt" (VIII., Nr. 40, Wien): »Ausnahmszustand«; „Radio Wien" (7. Jahrg. Heft 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S. 32); „Sozialdemokrat" (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk«. Von Fürstenau; „Chronik der Menschheit" (Schweidnitz, 27. September 1930): S. 586, 595; „Radiowelt" (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; „Das Nationaltheater" (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in „Witiko" [III., 2, Eger]); „Anbruch" (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; „Literarische Monatshefte" (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9., Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; „Theaterwelt" (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII. 3): Nachdrucke, Zitate aus der ~~Rundfrage~~ des „Brenner" mit Vorwort, Zuschrift von Herbert Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Křenek (auch im „Düsseldorfer Stadt-Anzeiger", 29. Oktober), Übersetzungsproben ~~und~~ »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Költzsch.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

—

„Revue d'Allemagne" (V. 45, Paris 15. Novembre): „Adolf Loos", von Germaine Sottol.

964

369

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852—856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *frönt*; Index zu Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an einen Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

1. November 1931.

An den
Verlag »Die Fackel«.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt: so belassen worden.) Grillparzer, der den Tonfall beherrscht; Grillparzer, der die Worte mit Gefühl zu beseelen vermag, hat eher gegen die Sprache sich versündigt als daß er die Einheit seines Ausdrucks verletzt hätte. Daher die große Wirkung seiner Trauerspiele und Gedichte. Was nützt z. B. Wedekind die kundige Sprachgestaltung?! Gewiß: Einheit des Gefühls ist ihm nicht abzusprechen, Tonfall gleichfalls nicht, aber das Gefühl lebt in einer Niederung und der Wellenschlag seiner Sprache ist mäßig. Nun könnte ja eingewendet werden, daß der Nestroysche Schwung von Grillparzer nicht überboten wird, was ja der Wahrheit entspricht, doch ist zu bedenken, daß bloß ein Teil der Kunst Nestroys eine Spitzenleistung bietet, die Gesamtheit aber hinter der Grillparzerschen zurückbleibt. Daß Grillparzer Menschen zeichnen kann, steht fest; Nestroy dagegen liefert oft groteske Gestalten, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier von einer weisen Beschränkung sprechen.

Ich und viele sind des Glaubens, daß der Wert eines Dichters

vornehmlich davon abhängt, inwieweit es ihm gelingt, Gefühle in Worte zu bannen. Je tiefer und mächtiger die Gefühle sind, je mehr Kraft die Worte bergen, desto besser. Ich weiß zwar, daß dieser Standpunkt nicht ausschließlich für die Beurteilung maßgebend ist: die Kunst der sprachlichen Wiedergabe seelischer Vorgänge muß ebenfalls geprüft werden, allein diese Prüfung kommt erst hinterher. Hölderlin soll als Beispiel dienen. Seine Gefühle sind die edelsten und reinsten (wen stört es, wenn er in seiner Gehobenheit wie statt als schreibt?!), aber die Sprache ist zu farblos, zu weit entfernt von jeder Anschaulichkeit — und dennoch ist die Anteilnahme, die seinen Gedichten zugewendet wird, nicht gering, weil die Kraft des Gefühls sie anziehend macht. Goethe dagegen vereinigt so ziemlich alle Eigenschaften in sich, allerdings keine in vollendeter Ausprägung (die Lauterkeit Hölderlins fehlt ihm, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespieres), aber die Ausgewogenheit des Ganzen ist seine Stärke, die ihm heute noch Anklang verschafft.

Um all das zu verdeutlichen, was ich sagen will, gehört jedoch die Bereitwilligkeit, mich anzuhören, und dieser bin ich mir nicht recht gewiß. Das Geschriebene wird ja vielleicht schon den Unwillen des Herrn Karl Kraus erregen, da er auf das, was irgendein Leser denkt, sicherlich nicht neugierig sein dürfte. Aber es gehört eben zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers und Mannes, daß seine Ausführungen Antworten auslösen. Was der Theaterkritiker der Kronenzeitung schreibt, wird niemanden bewegen, sich zur Maschine zu setzen und eine Entgegnung zu verfassen.

Die Einstellung des Herrn Karl Kraus zur Weltliteratur ist auf jeden Fall so beachtenswert, daß es sehr bedauerlich ist, daß die vielen Bemerkungen über Dichter und Werke in den unzähligen Fackelheften nicht gesammelt herausgegeben werden.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten
Hochachtung

— —

17. November

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Zuschrift, für deren so freundliche Absicht wir Ihnen bestens danken, ersuchen Sie uns, Herrn Karl Kraus mitzuteilen, daß entgegen seiner Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Leider unterlassen Sie es, auch mitzuteilen, welche Instanz diese gewiß interessante und wohl unumstößliche Entscheidung gefällt hat. Wir vermuten jedoch, daß Sie sagen wollten, nach Ihrer Ansicht verhalte es sich so und Ihre Ansicht widerspreche eben der des Herrn Karl Kraus. Das kann gewiß vorkommen, und die Begründung des Widerspruchs ist insofern nicht uninteressant, als Sie finden, daß Grillparzer in sprachgesetzlicher Beziehung den Vorrang habe, indem seine Sprachfehler gewollt, d. h. so belassen worden seien, während etwa Wedekind die kundige Sprachgestaltung nichts nütze, da, wiewohl ihm Tonfall nicht abzusprechen ist, doch der Wellenschlag seiner Sprache mäßig sei. Was nun Nestroy betrifft, so biete bloß ein Teil seiner Kunst eine Spitzenleistung, die Gesamtheit bleibe aber hinter der Grillparzerschen zurück. Auch stehe fest, daß Grillparzer Menschen zeichnen könne, Nestroy dagegen oft groteske Gestalten liefere, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier, sagen Sie, von einer weisen Beschränkung sprechen. Leider kann man das nicht bei allen Lesern der Fackel. Sie zum Beispiel, sehr geehrter Herr, benützen die Gelegenheit, vom Vorrang Grillparzers Mitteilung zu machen, sogar zu aufklärenden Bemerkungen über das Wesen der Dichtkunst, indem Sie ausführen, es komme auf die Gefühle an, die in Worte gebannt werden, und je tiefer und mächtiger die Gefühle seien, desto besser. Natürlich müsse auch die Kunst der sprachlichen Wiedergabe geprüft werden, allein diese Prüfung komme erst hinterher. An Goethe haben Sie da manches auszusetzen, da ihm die Lauterkeit Hölderlins fehle, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespieres, immerhin verschaffe ihm die Ausgewogenheit des Ganzen, die seine Stärke sei, heute noch Anklang. »Um all das zu verdeutlichen«, was Sie sagen wollen — offenbar in einer Unterredung —, »gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«.

40

2

Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Karl Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen. Empfangen Sie trotzdem unseren verbindlichsten Dank.

Mit vorzüglicher Hochachtung

In einem Schreiben mir Fried Tilly Wedekind [illegible] 41

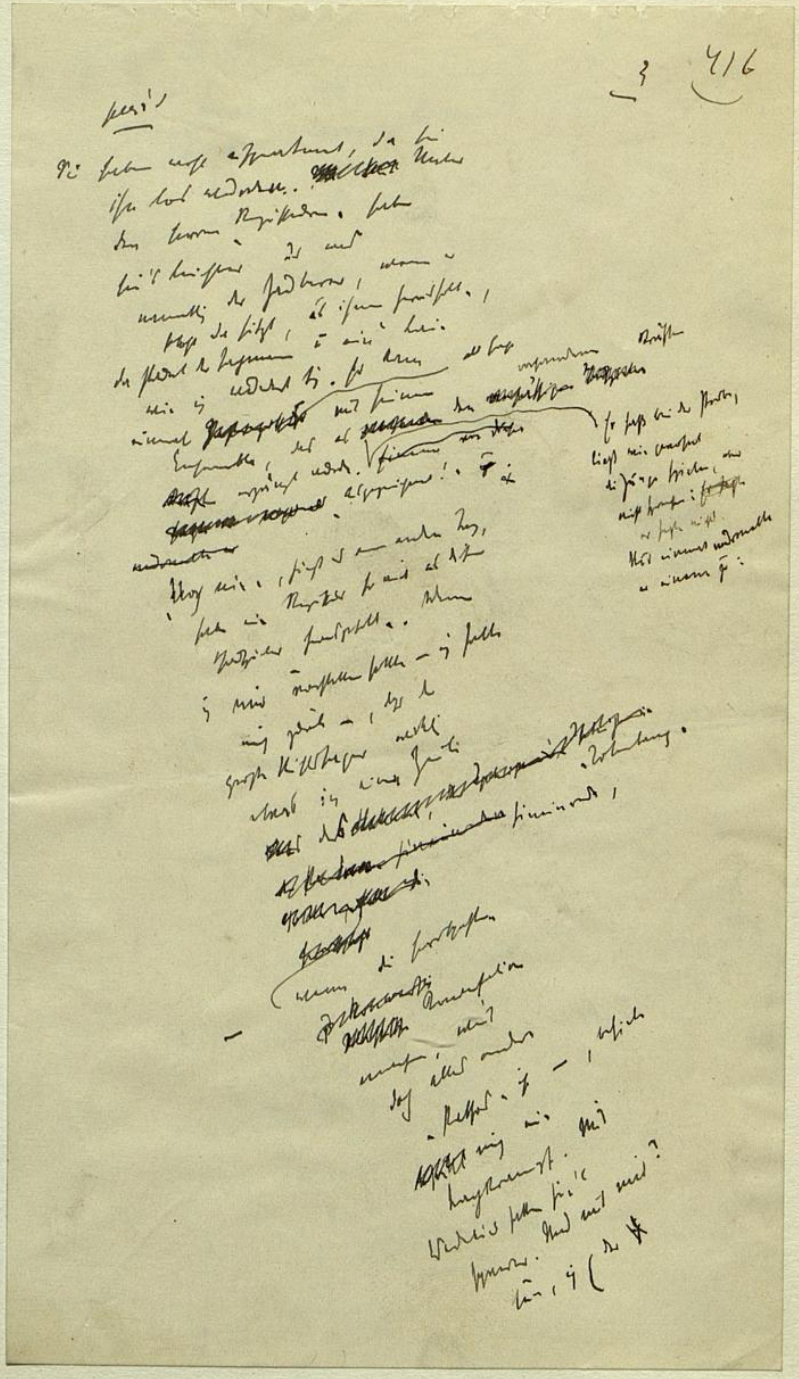
~~Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit,~~ das ~~Einstudieren~~ seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. – Es war nicht immer so. Als junge Schauspielerin habe ich in Graz und in Wien eine Reihe klassischer Rollen gespielt, die mir meines Erachtens viel näher lagen als

2 4/5

die mysteriösen Wedekind-Rollen. Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. Ich wurde dadurch und daran so lange reicher, bis es mich drückte und meine Möglichkeiten herabsetzte.

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht wie er von dem Worte ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn seiner Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation gebracht. So wenig er seine nicht gerade Haltung und den Dilettantismus seiner Bewegungen abstreifen konnte (etwas unbeholfen im Leben ebenso wie auf der Bühne), so sehr riß er geistige Linien auf. Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher. Bei seinen alljährlichen Gastspielen in Berlin stellte er sich sorgfältig alle Darsteller zusammen, die mit ihm Kontakt hatten und sich seiner Führung anvertrauten. Dazu zählte auch der junge Werner Krauß, der auf seine Empfehlungen von Reinhardt engagiert worden war und bis dahin ziemlich unbeschäftigt geblieben war. Als sich Frank ihn für sein Gast spiel ausbat, billigte man es ihm ungläubig zu. Aber jeder Abend brachte in verschiedensten Wedekind-Rollen eine Bestätigung seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten.

Die Zeit, in der ich als Gattin und als Schauspielerin mit Frank um Erfolge stritt und ihm auf heißem Boden seine Idee durchsetzen half, möchte ich nicht missen. Ich wäre ohne ihn andre Wege gegangen. Aber ich glaube an Schicksal und Bestimmung, und ich habe es nicht zu bedauern, soviel Nerven es auch kostete.



4/c

4

5 41d

[illegible] „Phantastik" [illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
Guano [illegible]
[illegible]
[illegible] Magie [illegible]
[illegible]

—

[illegible]

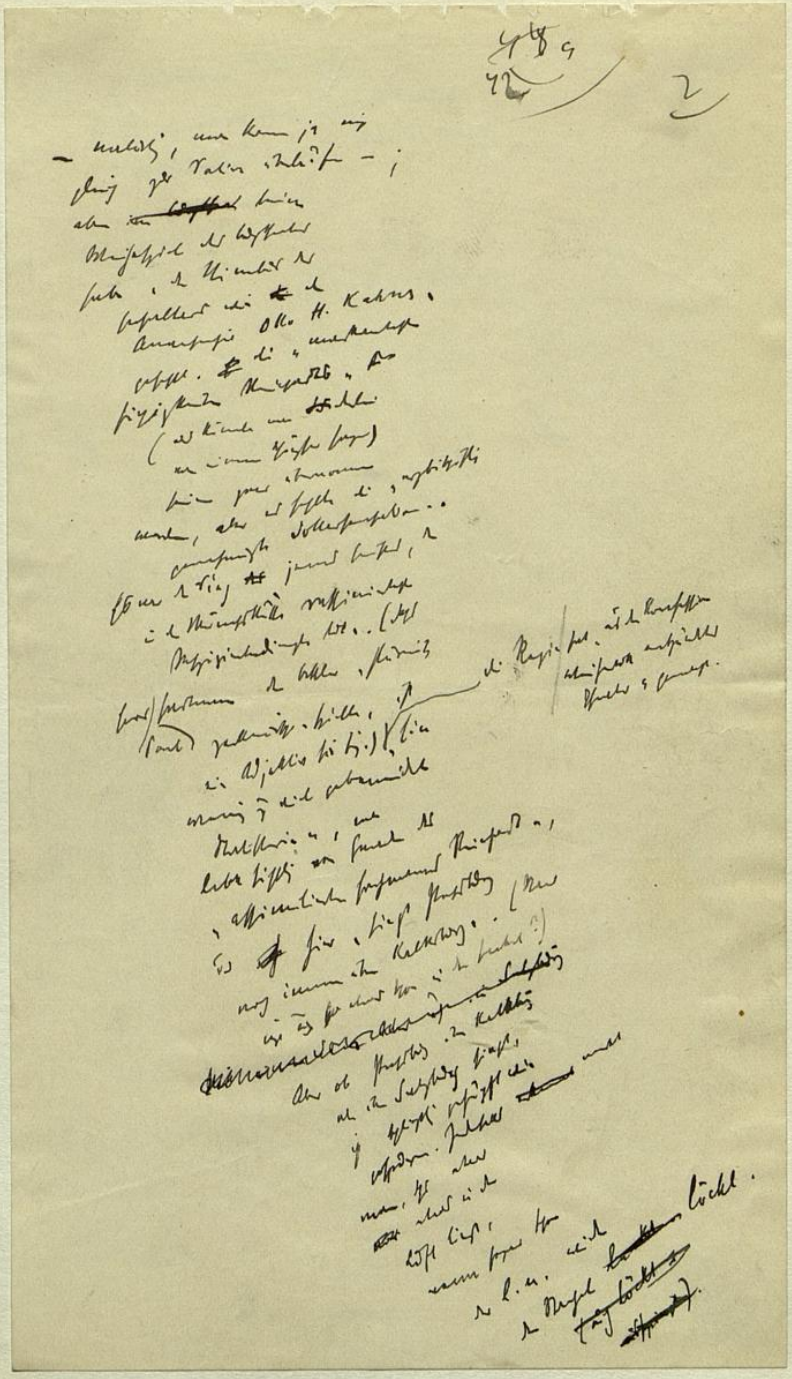
43 ~~44~~ 42

die shakespearische Lustigkeit schon [illegible] lebendig machen kann.

In später Abendstunde sei vorläufig nur festgestellt, daß die Aufnahme vom Anbeginn voll herzlicher Wärme war, daß das Haus die Erlesenheit des Abends immer mehr genoß ~~und der Beifall sich zu einem starken Erfolg steigerte.~~ Man feierte zum Schlusse insbesondere Max Reinhardt, der nach Wien gekommen war, um ein bißchen zu zaubern, wenn auch nur für ein paar kurze Tage. ~~e. kl.~~

Die Goethe-Feier in Oesterreich.

[illegible]



(Vorderbrand Wort, auf
Eq ~~[illegible] lückt~~
~~[illegible]~~ lückt, bedeutet aber:
abschlägt.)

~~[illegible]~~

—

~~4~~ 6

426

43

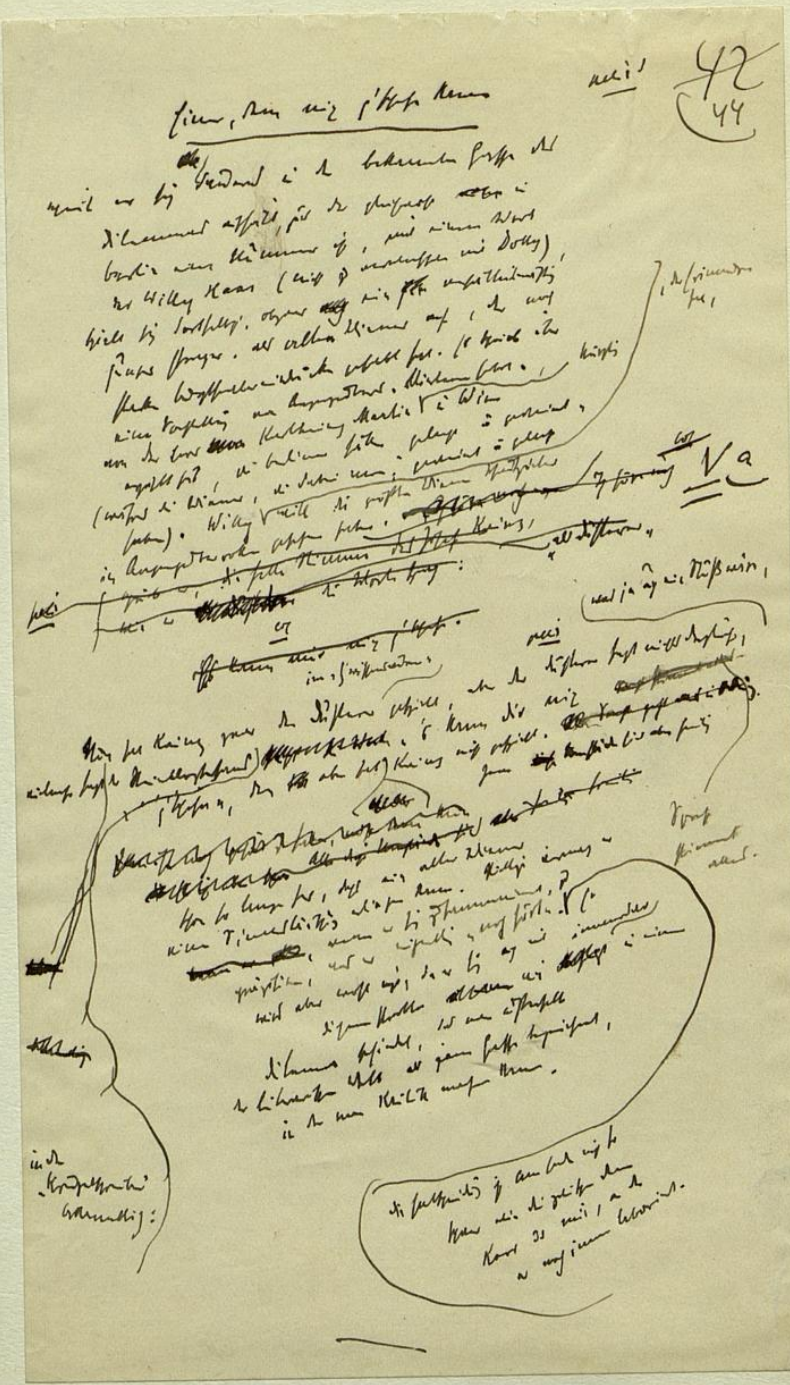
Das ist ein ja nur!

Nicht immer findet man in Zeitungen Sätze, die absolut den Nagel auf den Kopf treffen, und es ist erfreulich, daß die abendlichen Korybanten um Lettlands größten Sohn auch noch etwas Atem für einen andern Kulturfaktor aufbringen. Zur Burgtheaterkanditatur des Herrn Karlheinz Martin (warum nicht?) erschienen Charakteristiken, die mich, der für deutsche Eichen im Blätterwald ein Faible hat, geradezu anheimeln mußten.

» — — Karlheinz Martin genießt als Künstler wie als Mensch unser aller Vertrauen. Eine wirklich und grundsätzlich aufrechte Natur, hat seine gewinnende und oft kindlich offene Art die gesamte deutsche Schauspielerschaft zu seinem Freundeskreis gemacht, obwohl oder vielleicht weil er in entscheidenden Augenblicken unbeugsam auf dem Recht seiner Überzeugung besteht. — — Man kann sich also vorstellen, welche Bombe da geplatzt ist, als der immer unverdrossene und niemals vor einer Wahrheit zurückweichende Karlheinz Martin das große Wort aussprach, er wäre für diesen Posten, oder in seinem Sinne gesagt, für diese Arbeit zu haben. — —«

»— — eine starke Hand, ein Mann von ungemeiner Terrainkundigkeit im ganzen Bereich des Theaters, ein Mitwisser der Geheimnisse des Schauspielertums — — ein kräftiger Führer, ein Beherrscher des Theaters in allen seinen Kreuz- und Quergängen, vom Lesen des Manuskripts bis zur letzten Schattierung der vollendeten Vorstellung.

Und bis zum Prozeß.



V a

Der zerbrochene Krug

Prag, 7. September 1931.

Sehr geehrter Herr Karl Kraus!

Im Augustheft 1931 Ihrer Zeitschrift befindet sich auf S. 71 im Zusammenhang mit Toscanini eine Bemerkung über die Deutsche Gesandtschaft in Prag. Es heißt darin: ».... Kein Leitartikel, wie er doch vorrätig ist, wenn in Prag ein deutscher Tonfilm bedroht wird und die Deutsche Gesandtschaft die Vorstellung zu verbreiten wünscht, es sei ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden« . . . Diese Formulierung ist geeignet, den Eindruck zu erwecken, als ob 1.) der Deutschen Gesandtschaft gar keine Fensterscheibe eingeschlagen worden wäre, 2.) die Deutsche Gesandtschaft jedoch trotzdem ein Interesse an der Annahme hätte, es wäre ihr eine eingeschlagen worden. Als Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag darf ich mir erlauben, ergebenst Ihre Auffassung richtig zu stellen: Zunächst: Im Zusammenhang mit den im Herbst 1930 stattgefundenen Prager Demonstrationen gegen deutsche Tonfilme ist weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt worden, noch ist von irgendeiner Stelle oder Zeitung eine derartige Nachricht verbreitet worden. Sodann: Ihre Bemerkung dürfte wohl an den Vorfall vom 19. März d. J. anknüpfen. An diesem Tage 10 Uhr abends sind von unbekannten Tätern sieben Fensterscheiben des Gebäudes der Deutschen Gesandtschaft eingeschlagen worden. Dieser Vorfall ist naturgemäß von den Nachrichtenbüros gemeldet und in den Zeitungen (deutschen wie tschechischen) veröffentlicht worden. Das tschechoslowakische Außenministerium hat sogleich am nächsten Tage dem Deutschen Geschäftsträger in loyalster Weise das Bedauern ausgesprochen und die Untersuchung des Vorfalls sowie die Verfolgung der Täter in Aussicht gestellt. Das Gesandtschaftsgebäude steht seither übrigens unter polizeilicher Bewachung. Die in Ihrer Notiz enthaltene Wendung gibt ein unzutreffendes Bild des wahren Sachverhalts. Dies ist offenbar darin begründet, daß Sie diesen Sachverhalt wohl erst aus zweiter Hand erfahren konnten. Die eingeschlagenen Fensterscheiben waren durchaus keine »Vorstellung«, sondern sie wurden am nächsten Morgen von dem seitens der tschechoslowakischen Behörden hierzu bestellten Glasermeister durch neue ersetzt.

Hochachtungsvoll
Johannes Urzidil.

An die

Deutsche Gesandtschaft in Prag

Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auf den folgenden Vorfall lenken, der sich möglicherweise als unbefugte Verwendung Ihres amtlichen Briefpapieres herausstellt. Auf einem mit dem Aufdruck »Deutsche Gesandtschaft Prag« versehenen Formular erhielt der Herausgeber der Fackel eine Zuschrift mit dem Datum des 7. September 1931, in der sich ein Herr Johannes Urzidil darauf beruft, daß er Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag sei. In dieser Eigenschaft unternimmt er den Versuch, eine nach seiner Ansicht irrige Auffassung richtigzustellen, die er in der Bemerkung der letzten Fackel (S. 71) findet, daß in der deutschen Presse ein Leitartikel vorrätig sei, »wenn in Prag ein deutscher Tonfilm bedroht wird und die Deutsche Gesandtschaft die Vorstellung zu verbreiten wünscht, es sei ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden«. Herr Urzidil meint, diese Formulierung sei »geeignet, den Eindruck zu erwecken, als ob 1.) der Deutschen Gesandtschaft gar keine Fensterscheibe eingeschlagen worden wäre, 2.) die Deutsche Gesandtschaft jedoch trotzdem ein Interesse an der Annahme hätte, es wäre ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden«. Herr Urzidil, der zu dieser seiner Interpretation ausdrücklich »als Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag« das Wort ergreift, konstatiert »zunächst«: daß »im Zusammenhang« mit den Tonfilmdemonstrationen »weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt«, nämlich ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden ist, noch ~~daß~~ »von irgend einer Stelle oder Zeitung eine derartige Nachricht verbreitet ~~wurde~~« Vorausgesetzt, daß Herr Urzidil, dessen Name ja vorweg Zweifel an der Verbindung mit einer deutschen Gesandtschaft wecken könnte, tatsächlich berufen ist, in deren Namen irgendetwas richtig zu stellen, wäre — nach der generellen Frage, was er eigentlich will — dazu das Folgende zu sagen. Zunächst: daß die Formulierung die Deutsche Gesandtschaft wünsche jene Vorstellung zu verbreiten 1.) im Gegenteil eher geeignet ist, den Eindruck zu erwecken, daß ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen wurde (die Wendung lautet: »es sei ihr . . .«, nicht: es wäre ihr . . .); was eben als publizistischer Volltreffer eingeschätzt wird,

2.) daß solches durch die Aussage, es sei ihr keine Fensterscheibe eingeschlagen worden, beiweitem nicht widerlegt würde, umsoweniger, wenn diese Aussage dahin ergänzt wird, daß ihr später sieben eingeschlagen wurden, und dazu noch 3.) daß bei aller Wachsamkeit, die dem Herrn Presseattaché obliegt, er nicht mit unumstößlicher Sicherheit wissen könnte, ob nicht doch von einer Stelle oder Zeitung die Nachricht verbreitet wurde, der Deutschen Gesandtschaft sei – schon vorher – eine Fensterscheibe eingeschlagen worden. Solches könnte er nur dann mit unumstößlicher Sicherheit wissen, wenn er tätsächlich jede Zeile sämtlicher Blätter, die es gibt, läse oder wenn er behaupten könnte, daß in diesen keine Zeile über antideutsche Prager Demonstrationen erscheinen kann, die er nicht selbst geschrieben oder inspiriert hat. Anstatt daß Herr Urzidil für die amtliche Stelle, deren Interesse er doch zu vertreten scheint, sich mit der Versicherung begnügt, daß auch wenn eine Zeitung eine derartige Nachricht verbreitet hätte, der Wunsch der Gesandtschaft, die diesbezügliche Vorstellung zu verbreiten, damit noch beiweitem nicht dargetan wäre, ist er so freimütig, die deutsche Berichterstattung in ihrer Gesamtheit als Exekutive amtlicher Wünsche zu offenbaren und den nach Verbreitung jener Vorstellung mit dem Hinweis darauf zu negieren, daß nichts dergleichen erschienen sei. Freilich bliebe dann nur übrig, den Wunsch mit weit größerer Berechtigung aus dem Umstand zu erschließen, daß, wie Herr Urzidil glaubhaft versichert, zwar bei den Tonfilmdemonstrationen keine Fensterscheibe eingeschlagen wurde, daß man aber mit besonderem Eifer bestrebt ist, die nächste Gelegenheit, bei der das Versäumte nachgeholt erscheint, hervorzuheben. Das tut denn auch Herr Urzidil, indem er mit einem unterstrichenen »Sodann« — womit er den Herausgeber der Fackel vor die Wirklichkeit und Wahrheit stellt — die Feststellung anschließt, daß am 19. März tatsächlich und zwar nicht bloß eine, sondern sieben Fensterscheiben

eingeschlagen worden sind, die ohne Zweifel bereits bei der journalistischen Verwertung der Tonfilmdemonstrationen gute Dienste geleistet hätten. Damit wäre eine Lücke ausgefüllt, die in den damaligen Leitartikeln offenbar so fühlbar war, daß sich dem Herausgeber der Fackel der Irrtum der Vermutung aufdrängte, es wäre schon bei den Tonfilmdemonstrationen eine Fensterscheibe eingeschlagen worden. (Obzwar in solchem Ersatz immerhin eine gewisse Ungerechtigkeit des Schicksals zu beklagen ist, indem bei einer Aktion von ziemlichem Umfang nichts dergleichen geschah, während bei einem ganz zufälligen Bubenstreich in so reichem Maße eben das eintrat, was die deutsche Publizistik früher gebraucht hätte.) Mit unverkennbarer Genugtuung konstatiert ~~denn auch~~ Herr Urzidil, daß die eingeschlagenen Fensterscheiben durchaus keine »Vorstellung« waren, sondern daß sie, wie er nicht ohne ein Gefühl der Entschädigung betont, »von dem seitens der tschechoslowakischen Behörden hierzu bestellten Glasermeister« durch neue ersetzt wurden. Es bedeutet gewiß einen besonderen Fall des internationalen Entgegenkommens, daß mehrere Behörden einen einzigen Glasermeister aufgeboten haben, doch man darf eben auch nicht übersehen, daß es sich um sieben eingeschlagene Fensterscheiben gehandelt hat. Damit wäre nun aber freilich auch die Interpretation des Herrn Urzidil in beiden Punkten loyal repariert, indem er 1.) zugibt, daß der Vorstellung ein wenngleich zeitlich entfernter realer Sachverhalt zugrundeliegt, 2.) indem er durch die anschauliche Schilderung dieses Sachverhaltes darzutun scheint, wie lebhaft doch die Deutsche

Gesandtschaft die Vorstellung, wenngleich hinterdrein, zu verbreiten wünscht — immer natürlich vorausgesetzt, daß Herr Urzidil der berufene Dolmetsch ihrer Wünsche oder Absichten ist. Wenn mithin jene Bemerkung in der Fackel eines Beweises bedurft hätte, so wäre er wohl durch die Erbötigkeit des Herrn Urzidil erbracht und durch einen Eifer historischer Gestaltung, der den Schaden des Prager Fenstersturzes zu registrieren scheint. Nun könnte man sich gewiß an den Einwand klammern, daß die eingeschlagenen Scheiben, deren Vorstellung mindestens Herr Urzidil persönlich, wenngleich im Namen der Deutschen Gesandtschaft, zu verbreiten wünscht, nicht zu dem Inventar der Tonfilmdemonstrationen, sondern zu dem des späteren Exzesses gehören und daß die Bemerkung der Fackel insofern eine Handhabe zum Widerspruch bietet, als der Wunsch nach Verbreitung jener Vorstellung erst jetzt, also ziemlich lange post festum, greifbar in Erscheinung tritt. Hier wäre aber zu entgegnen, daß dieser Wunsch sich auch sofort nach dem an und für sich gleichgültigen Zwischenfall geregt und seine Erfüllung auf der Stelle und in erheblichem Maße gefunden hat. Herr Urzidil erwähnt selbst, daß der Vorfall »naturgemäß« von den Nachrichtenbüros gemeldet und in den Zeitungen veröffentlicht wurde, und räumt die Möglichkeit ein, daß die Angabe der Fackel über den Wunsch nach Verbreitung jener Vorstellung irrtümlich an die Massenaktion (für die er doch begreiflicher wäre) statt an die Einzelhandlung anknüpft. Tatsächlich hat die Geringfügigkeit und Zufälligkeit dieses Faktums die deutsche Presse, soweit sie dem Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag gehorsamt oder dessen Wünsche ihm von den Augen abliest, nicht abgehalten, es groß aufzumachen, als politischen Fall auszuschroten und ausdrücklich in einen solchen »Zusammenhang« mit den verflossenen Tonfilmdemonstrationen zu bringen, der geradezu ein Bedauern wahrnehmen ließ, daß die Vorstellung der eingeschlagenen Fensterscheibe, die nunmehr endlich eine reale Grundlage hatte, nicht schon damals verbreitet werden konnte.

Und tatsächlich rechtfertigt der im Gedächtnis haftende Eifer der deutschen Presse, das Versäumte nachzuholen, den Eindruck einer Agitation, den die Fackel nachträglich mit Unrecht auf den ersten Anlaß zurückgeführt hat. Sodann: Die Verknüpfung der beiden Ereignisse in der Vorstellung einer eingeschlagenen Fensterscheibe ist in der Art, wie sie nacheinander publizistisch traktiert wurden, ganz ~~speziell~~ begründet. Die Tonfilmdemonstrationen waren auf dem Wege des Wolff-Büros, dessen Nachrichtendienst ja dem Herrn Presseattachée nicht unzugänglich sein dürfte, entgegen der Erkenntnis ihres merkantilen Ursprungs — die amerikanische Filmindustrie hatte mit zweifellos vorrätigen antideutschen Instinkten Regie geführt —, zu einer großen nationalen Angelegenheit gemacht und zu einer weit gefährlicheren Gegenhetze verwendet worden. Die Nachricht über den gleichgültigen Vorfall vom 19. März jedoch, dessen Wahrnehmung man ausschließlich der Wachsamkeit des Portiers der Deutschen Gesandtschaft verdankt — ein Exzess, wie er sich jeden Tag und in jeder Stadt ereignen kann und wenn überhaupt politisch gefärbt, eher antifaszistisch als antideutsch war —, sie wurde unter Titeln wie

Schon wieder deutschfeindliche Ausschreitungen in Prag

(Deutsche Allgemeine Zeitung, 20. III.) und

Demonstration vor der Deutschen Gesandtschaft in Prag

(Berliner Tageblatt, 20. III.) durch das Wolff-Büro, das sich ja schon 1914—1918 in den Dienst der Völkerversöhnung gestellt hatte, verbreitet — eben als bestimmte Vorstellung, die die Deutsche Gesandtschaft in Prag oder wenigstens ihr eifriger Presseattaché zu verbreiten wünschte. Wenn es also schon wahr ist, daß »im Zusammenhang« mit den Tonfilmdemonstrationen weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt, noch von irgendeiner Stelle eine derartige Nachricht verbreitet wurde, so dürfte Herrn Urzidil wenigstens die Stelle bekannt sein, die durch die Nachricht über die Beschädigung vom 19. März den Zusammenhang mit den Tonfilmdemonstrationen ausdrücklich hergestellt hat. Und wenn bei den Tonfilmdemonstrationen trotz ihrer Ausdehnung keine einzige Fensterscheibe der Deutschen Gesandtschaft eingeschlagen wurde, so hat eben die Presse, der schon Bismarck die Mission nachrühmt, »die Fenster einzuschlagen«, die zwar kein Glasermeister ersetzt, aber die Völker zu bezahlen haben, das Versäumte bald darauf nachgeholt, mit deutlichster Beziehung auf die vorhergegangenen Demonstrationen und ungeachtet des Mahnworts, daß »die Rechnung an irgendeinem Tage in der Verstimmung des anderen Landes präsentiert wird«. Und was sind selbst sieben eingeschlagene Fensterscheiben gegen jene, die die Presse eines Landes einschlägt und für die es selbst, nach Bismarck, »irgendeinmal verantwortlich ist«? Welch großen Wert nun Herr Urzidil auf eine Verbreitung von Vorstellungen legt, deren Wunsch er bestreitet, erweist er mit jener sensationellen Geschicklichkeit, die schon in den Generalstabsberichten des Weltkrieges die gemeldete Sensation übertroffen hat, indem die Siegesmeldung zwar eine Unwahrheit war, dafür aber die Niederlage noch größer erscheinen ließ. Er hat völlig recht mit der Auffassung, daß der Herausgeber der Fackel den »wahren Sachverhalt«, der den falschen so nachdrücklich bestätigt, »wohl erst aus zweiter Hand erfahren konnte«. Während nämlich Herr Urzidil, wie er selbst ausgesagt haben soll, noch in der Nacht, da die Fenster eingeschlagen wurden, wenigstens vom Portier der Gesandtschaft, also aus erster und authentischer Quelle informiert wurde, so daß bereits am nächsten Morgen die deutsche Welt durch das Wolffbüro erfahren konnte, daß »schon wieder deutschfeindliche Ausschreitungen« in Prag stattgefunden hätten, war der Herausgeber der Fackel weder bei diesem Vorfall zugegen noch bei den vorangegangenen Tonfilmdemonstrationen. Von diesen hat er überhaupt kaum mehr erfahren, als daß gegen ihre kulturelle Mis-

deutung der tschechoslowakische Außenminister sich auf ihn als unbehelligten Vertreter deutschen künstlerischen Schaffens berufen hat, und er ~~hat~~ auch dies nur aus zweiter Hand, da das Wolff-Büro sich nicht beeilt hat, die deutsche Öffentlichkeit von diesem Prager Vorfall zu informieren, wiewohl er doch unstreitig mit dem Thema wie mit dem nationalen Punkt zusammenhängt. (Und der tschechoslowakische Außenminister hatte den Deutschen sogar die Erinnerung erspart, daß der Autor, den er als ~~Beispiel~~ anführte, daß die Tschechen dem deutschen Wort nicht abhold seien, derselbe ist, gegen den das ~~Prager~~ Deutschtum eine publizistische und akademische Hetze ~~geführt~~ hat, die kulturell weit beträchtlicher war als der Pöbelradau gegen die deutschen Tonfilme!) Was nun aber die Information über die Tonfilmhetze als solche betrifft — sowohl die tschechische wie die deutsche —, war der Herausgeber der Fackel tatsächlich auf eine zweite Hand angewiesen, welche ihm den Berliner Börsen-Courier, Abendausgabe vom 25. September darreichte, woselbst im Leitartikel — und eben jenem, der zu der beanstandeten Wendung in der Fackel angeregt hat — unter dem Titel »Tonfilm und Deutschenhetze« diese sich als eine Hetze darstellte, in der mehr die Subjekt- als die Objektbeziehung der Deutschen hervortrat. Denn es war da ein besonderer Nachdruck auf die Verbreitung der Vorstellung gelegt: daß die Menge der Demonstranten sich

in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft

betätigt hätten, indem sie daselbst

Beleidigungen des Deutschen Reiches und seines Außenministers hinausschrie . . .

Was lag näher, als daß sich dem Bewußtsein, dem seit damals so viel wahre und unwahre Sensationen angetan wurden, »im Zusammenhang« mit dem 19. März, wo »schon wieder« etwas geschehen war, wo es »vor der Deutschen Gesandtschaft in Prag« geschehen war und wo ~~diese~~ von unbekannten Tätern tatsächlich »einige Fensterscheiben« eingeschlagen wurden — Herr Urzidil gibt ~~heute~~ erst die genaue Zahl an —, was lag also näher, als daß sich ihm die Vorstellung einprägte, es sei schon damals eine einzige eingeschlagen worden (was ja kein Wunder gewesen wäre) und umso ~~mehr~~, als es in den damaligen Berichten von anderen tatsächlich eingeschlagenen Fensterscheiben nur so wimmelte. Vielleicht ist Herrn Urzidil, dessen Wachsamkeit sich von der des Portiers der Deutschen Gesandtschaft gewiß nicht beschämen läßt — wiewohl nicht er den Portier, sondern dieser ihn von dem Vorfall des 19. März benachrichtigt hat —, vielleicht ist ihm der Autor des am 25. September aus Prag hinaustelephonierten Leitartikels — annähernd mit der Lautstärke, mit der »in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft« die Beleidigungen des Deutschen Reiches hinausgeschrien wurden —, des Leitartikels, der doch weit mehr als die Vorstellung einer eingeschlagenen Fenster-

scheibe zu verbreiten gewünscht hat — vielleicht ist Herrn Urzidil dieser unbekannte Täter bekannt, dessen Verfolgung ich eingeleitet habe. Hält er es für möglich, den Leitartikel über eine eingeschlagene Fensterscheibe zu leugnen, weil es ein Leitartikel über eine Beleidigung des Deutschen Reiches war? Würde er solches insbesondere dann für möglich halten, wenn in der Verfasser des Leitartikels nahestünde, wenn er, sagen wir, obschon nicht geradezu mit ihm verwandt, so doch identisch wäre? Natürlich könnte man, da er hier von einem doppelten Geheimnis, dem amtlichen als Presseattaché und dem noch gewichtigeren redaktionellen als Korrespondent des Börsen-Couriers geschützt wäre, von seiner Beziehung zum Autor dieses Leitartikels nur aus zweiter Hand erfahren haben. Aber eben dieser verdankt man auch das Wissen, daß wegen des Leitartikels wie jener vielen Meldungen, die auf dem Umweg des Wolffbüros in die deutsche Presse gelangt sind, der Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Kreisen, die ihn vielleicht mit Unrecht dafür verantwortlich machen, ~~solche~~ Anfeindungen erdulden mußte, daß er sich sogar genötigt sah, die deutsche Staatsbürgerschaft mit Nachsicht sowohl des tschechischen Namens wie des sonst erforderlichen Aufenthalts in Deutschland zu erwerben.

~~Wir~~ hoffen, das unzutreffende Bild des wahren Sachverhaltes nunmehr wunschgemäß durch ein zutreffendes ersetzt zu haben. ~~Wir haben~~ es getan, weil ~~wir~~ zweifeln, ob es der Autorität der Deutschen Gesandtschaft genehm ~~ist~~, daß auf ihrem Geschäftspapier die Anekdote vom zerbrochenen Krug:

1.) habe ich mir keinen entliehen, 2.) war er, als ich mir ihn entlieh, schon zerbrochen und 3.) habe ich ihn ganz zurückgegeben, irgendwie entsprechend einer eingeschlagenen Fensterscheibe, die ganz war, bis zu sieben, die eingeschlagen waren, variiert werde. An und für sich müßte ja, wie gesagt, die Unterzeichnung eines Briefes der Deutschen Gesandtschaft mit einem Namen, der einen Klang hat, als ob in ihm die Vorstellung von eingeschlagenen Fensterscheiben geradezu erfüllt wäre, dem stärksten Mißtrauen begegnen. Aber vielleicht verhält sich die Sache doch so, daß Herr Urzidil zwar im Allgemeinen befugt ist, als Presseattachée für die Deutsche Gesandtschaft das Wort zu ergreifen, dort wo er Hoffnung hegen kann, die Presse zu beeinflussen — eine Hoffnung, die ja keineswegs auf einem übertriebenen Optimismus beruhen dürfte —, daß er hier ~~aber~~ dem Wunsch der Deutschen Gesandtschaft, statt einer Vorstellung eine Richtigstellung zu verbreiten, in etwas zu unbefangener Weise entgegengekommen ist, und damit freilich dem Wunsch der Fackel, keine Zuschriften zu erhalten, direkt zuwidergehandelt hat. Denn wenngleich es vorstellbar wäre, daß die Deutsche Gesandtschaft von dem Wunsch beseelt ist, dem verantwortlichen Redakteur der Fackel die Berichtigung einer ihr unrichtig erscheinenden Behauptung, oder wenn dies nach der gesetzlichen Norm nicht aussichtsvoll wäre, ein Ersuchen um Richtigstellung zu übermitteln, so ist es wohl kaum erträglich, daß Herr Urzidil aus seinen Erfahrungen im Umgang mit der Presse den Wunsch ableitet, in eben deren Rayon und also in den Umkreis seiner Wachsamkeit die Fackel einzubeziehen, auf die Art, daß er durch die Ansprache »Sehr geehrter Herr Karl Kraus!« eine literarische Intimität, deren Vorstellung er offenbar bei seiner Behörde zu verbreiten wünscht, für den ~~amtlichen~~ Zweck nutzbar macht. Was Herr Urzidil sich und seiner Behörde sonst vorgestellt haf und ob er wirklich der Meinung war, auf die Fackel annähernd den Eindruck zu erzielen, dessen er gegenüber seinen Vorgesetzten sicher sein konnte, als er sich erbötig machte, die Sache in Ordnung zu bringen, darüber sind wir nicht einmal aus zweiter Hand informiert; es entzieht sich ganz so naturgemäß unserer Kenntnis, wie die deutsche Welt aus Prag Kunde bekommt, sooft eine Fensterscheibe eingeschlagen wird. Herr Urzidil ist, soweit wir uns selbst überzeugen konnten, ein Prager Literat, dessen teils tschechische, teils nichtdeutsche Abkunft, von der wir nur aus zweiter Hand wissen, die Opfer, die er für die Sache des Deutschtums bringt — wenn schon nicht durch sein Schaffen, so durch seine Gesinnung — beträchtlich erscheinen läßt. Der Wagemut, mit dem er nicht nur allen nationalen Anfeindungen trotzt, sondern sich mit dieser Haltung auch noch in das satirische Blickfeld der Fackel begibt, ist noch anzuschlagen; er grenzt an Unbesonnenheit. Der Erfolg für die Deutsche Gesandtschaft in Prag, in deren Namen er auftritt, besteht nicht so sehr darin, daß, wie bis zum Endsieg täglich vom Wolffbüro gemeldet war, eine Vorstellung genommen wurde, sondern daß sie, wie es niemals zugab, in geradezu vorbildlicher Weise befestigt erscheint.

An die Redaktion
der Zeitschrift »Das Ziel«,
Berlin-Reinickendorf-Ost.

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Ersuchen, einen Hinweis, womöglich eine ausführlichere kritische Würdigung zu veröffentlichen. Beide Wünsche sind unerfüllbar, gegenüber dem zweiten verweisen wir auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz der Fackel. Wir möchten Sie auch ausdrücklich auf die Vergeblichkeit der Erwartung aufmerksam machen, daß der Herausgeber der Fackel für die Angelegenheiten, die zwischen den GRP, ISK, SPD, KPD usw. schweben, eine Teilnahme aufbringen werde, die auch nur annähernd an das Interesse heranreicht, mit dem er den entzückenden Einfall der Offenbach'schen Madame l'Archiduc verfolgt, die abgekürzte Formel einer politischen Gruppe einfach auf das ABC zurückzuführen. Dies, was seine allgemeine Stellung zu den Zeitproblemen betrifft, wie sie in den verschiedenen Äußerungen, Zuschriften, Aufrufen und Vereinsstatuten Ihrer Publikation berührt werden, gewiß mit dem anerkennenswerten Glauben, daß es Ihnen gelingen könnte, Ordnung in das Wirrsal der revolutionären Gruppen zu bringen. Im besonderen wäre noch zu sagen, daß dem Herausgeber der Fackel die Gruppe revolutionärer Pazifisten bekannt ist durch einen dem strengsten bürgerlichen Vereinskomment entsprechenden Akt, mit dem sie einen jungen Schriftsteller ausgeschlossen hat, der in der irrigen Vermutung, daß die Termini »Revolution« und »Pazifismus« Begriffe und nicht Redensarten decken, des statutenwidrigen Verhaltens schuldig wurde, die Gemeinsamkeit mit dem Herrn Tucholsky abzulehnen, jenem Plauderer bürgerlicher Preßunternehmungen, der dem revolutionären Gedanken durch eine Anulkung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts gerecht wurde und dem Pazifismus durch die lyrische Werbung für eine Kriegsanleihe. Daß aus diesem Anlaß dem gleichfalls perrhorreszierten Benehmen des Herrn Tucholsky gegenüber dem Autor der »Unüberwindlichen« die Ehre sachlicher Meinungsäußerung zugebilligt war, läßt die Bitte, Ihre Bestrebungen kritisch zu würdigen, als einen Entschluß erscheinen, den wir ebenso als Appell an unsere Unbeeinflußbarkeit wie als Beweis Ihrer Anhänglichkeit dankbar vermerken. Nur wollen wir die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf die etwas übertriebene Vielseitigkeit Ihrer Sympathien aufmerksam

zu machen. Wir finden nämlich auf dem Umschlag Ihres Heftes unter »Lesenswerten Zeitungen und Zeitschriften« nebst Blättern wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Morgen' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag, einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als (apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Mit dem Ausdruck der
vorzüglichen Hochachtung

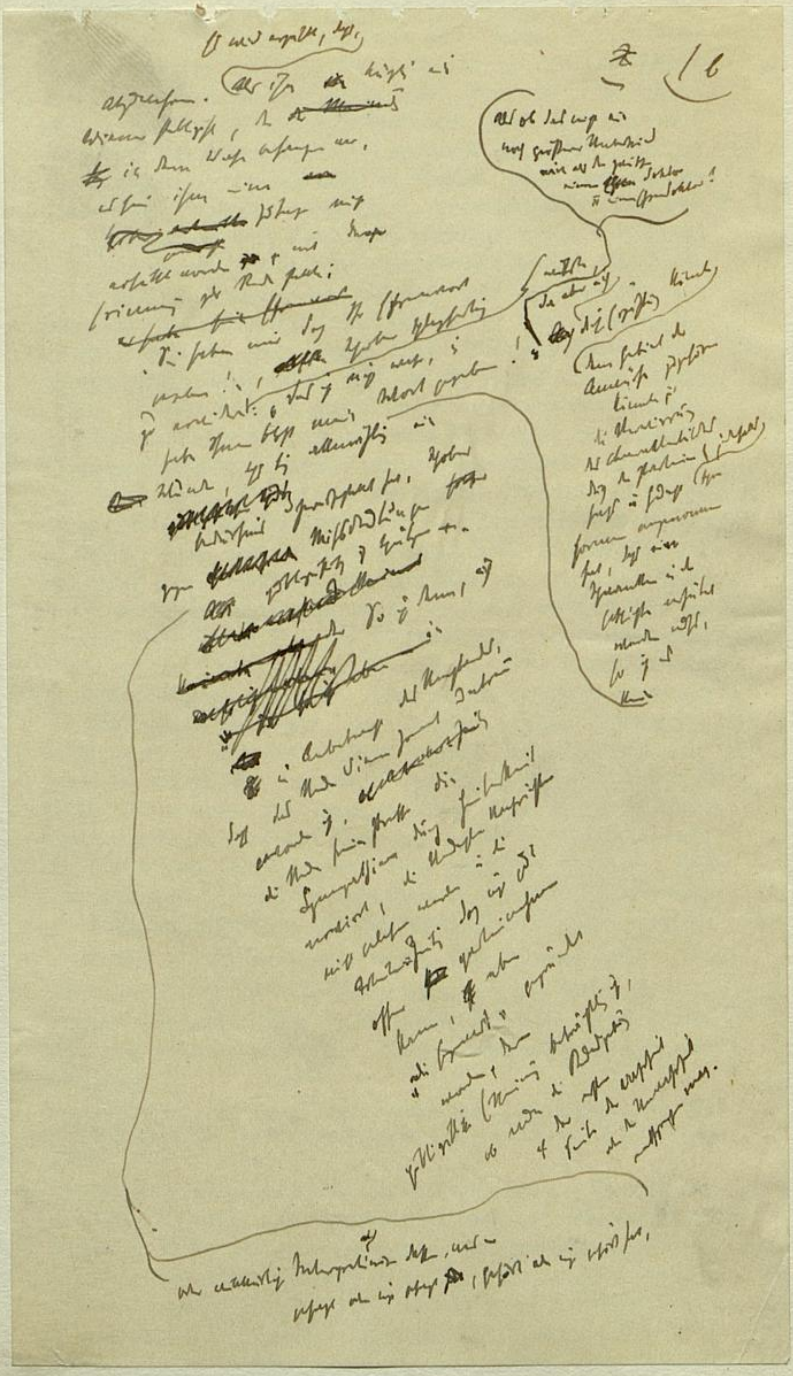
— —

Johann Seb. Perger

Wer ist das? Ein neuer Polemiker, der an einer neuen Zeitschrift »Die Gegenwart« mitarbeitet, auf deren Titelblatt so etwas wie eine deutsche Eiche gemalt ist, um ~~die~~ Raubvögel ihr loses Spiel treiben, während so etwas wie ein treuer Eckart den Stamm schützt und stützt. Auf der ersten Seite ist nach der Mitteilung, daß bei Herzmansky alles Neue in Stoffen und Damenkonfektion vorrätig ist, eine ~~Erklärung~~ der Polizeidirektion enthalten, ~~nach der~~ Herr Starhemberg bereits am 24. Oktober, also einen vollen Monat vor dem Prozeß, durch den »Landesführer der Heimwehr Wien Herrn Arbesser«, der im Präsidium erschienen sei, eine umfassende Ehrenerklärung habe abgeben lassen, in der er sich sowohl auf Einflüsterungen ~~von~~ böser ~~Seite~~ wie auf das eigene jugendliche Temperament berief. Diese umfassende Ehrenerklärung, die im Prozeß nicht berührt wurde und, ein größerer Gewinn als die Geldstrafe von 200 Schilling, ihn eigentlich überflüssig gemacht hätte, steht in dicken Lettern an leitender Stelle, und es ist natürlich Sache des Herrn Starhemberg, zu entscheiden, ob Worte, die ein Besucher der Polizeidirektion spricht, an den Grad von Glaubwürdigkeit heranreichen, den Worte haben, die ein Besucher dort hört. Außer Beiträgen des Bundesministers Schürff, des Universitätsprofessors Sperl, der die Zollunion im Haag vertreten hat und an der Spitze des Männergesangvereines steht, des schon etwas komplizierteren Professors Redlich, der es aber doch mit der Treue hält, findet sich noch ein Artikel unter dem Titel »Zähne zusammenbeißen, durchhalten!«, der aber weder von einem Dentisten noch von einem Strategen, sondern von einem Statistiker verfaßt ist. Ich habe keinen dieser Beiträge gelesen, um mich nicht zu zersplittern und meine Aufmerksamkeit voll und ganz den polemisch-satirischen Beiträgen zuzuwenden, die mich naturgemäß, da eine verwandte Saite anklingt, mehr interessieren. Vier davon, »Bilder der Gegenwart« betitelt, fallen nebst dem frischen Ton, den sie in das Gebiet der Glosse bringen, dadurch auf, daß sie keine Unterschrift tragen. In dem einen — betitelt »Unehrliches Spiel« — ist von »fair play« die Rede, der Devise, die gewiß seinerzeit in der Umgebung Eduard VIII. in der Marienbader Luft gelegen ~~ist~~; nicht ohne daß auch sonst an englische Lebensregeln angeknüpft wird. Auch wird auf das Blatt des Lippowitz angespielt, das der Vizekanzler »nicht an sich herankommen ließ« — man erinnert sich noch an den Dank für

Maximen

Maximen [illegible] Starkenburgs, 16



die Anerkennung durch ein wahrhaft unabhängiges Blatt —; von Pflichten ist die Rede, ein Dichter wird zitiert, obschon nicht Rückert, sondern auffälliger Weise Strindberg, und zum Schluß wird, wenngleich es viele Dinge gebe, über die »der Außenminister und beurlaubte Polizeipräsident nicht sprechen darf, nicht sprechen kann und nicht sprechen will«, für heute nur das eine gesagt; die Schonzeit ist vorüber; nicht nur für das Niederwild!« (Veilchen würde sagen: Vederemo oder: Man wird usw.) Wiewohl es dem Vizekanzler »fernliegt, gegen Polemik zu polemisieren«, so gibt es noch einen zweiten Artikel, »die Drahtzieher und ihre Presse«, der sich aber trotz der Wendung, die Interpreten des politischen Liedes hätten sich »ihre Strophen zu gelegt«, sichtlich nicht gegen einen Offenbach-Vortragenden, sondern gegen Herrn Seipel und die Reichspost richtet. Dieser Artikel ist mehr satirisch gefärbt, indem von einem »Parteiblätter- und Blättchenwald« die Rede ist; davon, daß »ein in den weitesten Kreisen unbekanntes Parteiblättchen sein blasses Stimmchen erhebt, um in besorgten Worten auf die neueste Freveltat des bösen Vizekanzlers Doktor Schober hinzuweisen (der tatsächlich in vorgerücktem Alter sein Doktorat gemacht hat); und davon, daß das Urteil des »Volksboten von Kikiritzhausen« einem Leserkreis »auch außerhalb von Kikiritzhausen« vorgesetzt wird. Ob Kikiritzhausen nicht gleich Perg in Oberösterreich seine idyllischen Reize hat, wird nicht gesagt, dagegen das Wort »verdienstvoll« in Anführungszeichen gesetzt, während die Wendung, daß sich die Reichspost manchmal »in n o r n e h m ruhiges Schweigen« hülle, nicht so sehr auf satirische Absicht als auf einen Druckfehler zurückzuführen sein dürfte. Von Pflichterfüllung kommt in dieser Glosse nichts vor, dagegen etwas vom Trennungsstrich, welcher gezogen wird und zwar von Herrn Dr. Ender zwischen der Partei und der Reichspost. Eine glückliche Metapher: daß »der Taktstock gehoben« werde, damit es in jenem Blättchenwald »zu rauschen beginnt«, wird leider durch die Einschaltung gestört:

— es muß ja nicht gerade der Taktstab eines Musikers sein —

Aber das versteht sich eigentlich umsomehr von selbst, als ja in solchem Falle eben kein Wald, keine Publizität, sondern ein Orchester zu rauschen beginnt. Nicht unanschaulich ist auch das Bild eines

D r a h t z i e h e r s, der unter dem Schutze der T a r n k a p p e an den F ä d e n zieht, die die F e d e r n seiner M a r i o n e t t e n in Bewegung setzen . . .

Ein wenig viel Apparatur — wie bei Reinhardt —, aber man ist im Bild. Dagegen wird ausdrücklich und mit Quellenangabe Wippchen zitiert, der einen Artikel das Licht der Druckerschwärze erblicken läßt. Etwas pathetischer ist die Glosse »Die Patrioten« gehalten, worin mit Beziehung auf die dem Bundesstaat verweigerten sechzig Millionen Schilling und die damit verbundene Erörterung des Problems einer Demission beklagt wird, man sei bereit gewesen, den Außenminister

V

29

für ein paar Silberlinge zu verschachern.

Wie anders steht gegenüber diesen Judassen, die die Möglichkeit gekommen sahen,

den verhaßten deutschen Mann zu stürzen

eben er da, der mit erhobenem Haupt/Hand in Hand mit dem deutschen Bruder/der Sonne entgegen und zur Tagesordnung schreitet.

Der Spruch des Dichters aber steht flammend vor den Erbärmlichkeiten: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht alles setzt an ihre Ehre«. Zwar nicht ganz genau zitiert, aber es kommt eben nicht auf den Wortlaut, sondern auf die Ehre an. Gespannt /zu erfahren, wer diese neue polemische Begabung sein mag, die da kraftvoll ihre Schwingen regt, ist man zunächst ein wenig erstaunt, daß der deutsche Mann, der so offen gegen die Dunkelmänner losgeht, nicht mit seinem Namen signiert, sondern die Verantwortung einem Redakteur namens Wondré und einem Drucker namens Nakladal überläßt. Aber es wird sofort klar, daß der Autor niemand anderer ist, als der Verfasser des Leitartikels »Österreichische Schicksalsfragen«, der mit offenem Visier kämpft, indem er sich Johann Seb. Perger nennt. Dieser Artikel ist als eine Verherrlichung der Wirksamkeit des Polizeipräsidenten, Bundeskanzlers und Vizekanzlers Schober zu erkennen, und zwar auf den ersten Blick, der die folgenden Wendungen zu erfassen vermag:

pflichtgemäß — — in Erfüllung seiner Pflicht — — verpflichtet sein — — seine Pflicht restlos erfüllen werde — — seine Verpflichtung darlegten — — legte ihm seine Pflicht dar — —

Nämlich die Bundeskanzlerschaft zu übernehmen

Die Situation der Wirtschaft drängte zur Annahme und Schober sagte: »Ja«. — — Zu diesem Behufe — —

Was Johann Seb. Perger, der sich voll und ganz in die Sprach- und Gedankenwelt Schobers eingelebt hat, sonst sagt, ist nicht beträchtlich: es kann

bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückgekommen werden. Auch Epaminondas war bekanntlich ein schlichter Mann, von dem es in der Schule hieß, er habe nur einen Rock gehabt, »und wenn er gereinigt wurde, konnte er nicht ausgehen«.

So erzählt Johann Perger, der sehr genau informiert scheint, ein hervorragender österreichischer Politiker und Parlamentarier sei am 4. September vormittags bei dem damaligen Polizeipräsidenten erschienen

um ihm anzukündigen, er werde in kurzer Zeit Bundeskanzler werden müssen; er verlange keine Antwort — —
Aber es sei unvermeidlich geworden«. Was dann weiter geschah:

Auch darüber wird einst der letzte Schleier zu lüften sein . . . .

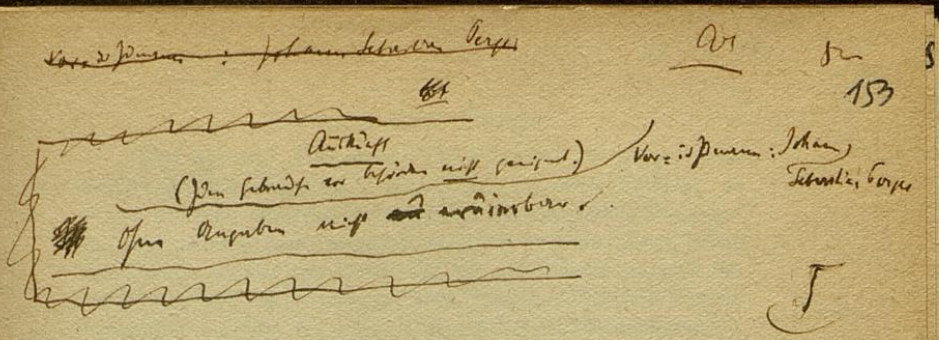
Perger ist aber Satiriker, indem er den Gegnern schon heute unter die Nase reibt, daß sie

auf ihre Weise das Ihrige dazu beitrugen, die Bemühungen der Regierung, das Vertrauen des Auslandes zu erhalten, zu »unterstützen«.

Auf so eindringliche Art gelingt es ihm, das ganze Hühnchen, von dem jener Schwanz kommt, mit ihnen zu pflücken. Nach einer kleinen Verwechslung von »Diadochen«, die um die Führung der Heimwehr kämpfen, mit Prätendenten, passiert das folgende:

Was nun an Intrigen gegen den Bundeskanzler geleistet wurde, ist ein Satyrspiel auf die der Öffentlichkeit vorgemachte Bemühungen um die Interessen des Vaterlandes . . .

Trotzalledem handelt es sich um ein neues satirisches Talent, bezüglich dessen, rücksichtlich des Umstandes, daß sich die Fackel, die immer nur Schober behandelt, ein wenig überlebt hat, schon längst ein Bedürfnis verhanden war. Ein Satiriker, der für Schober eintritt — wie das Satyrspiel nach der Tragödie — ist gewiß eine in der Publizistik seltene und vollkommene Erscheinung. Ihm selbst, der gewiß die diesbezügliche Fähigkeit hätte, ist es ja leider, solange er in Amt und Würden und nicht vielmehr in Pflug sitzt, verwehrt, da es doch unvorstellbar wäre, daß bei aller Ähnlichkeit mit dem andern Staatsmann von europäischem Format schon heute die polemische Feder in die Hand nimmt und wie jener in Friedrichsruh an den ‚Hamburger Nachrichten' und der ‚Gegenwart' mitarbeitet, deren erste Nummer soeben erschienen ist. Aber das Staunen über den Glückfall, daß es einen Literaten gibt, der als so täuschender stilistischer Doppelgänger — gleich der Maske der Schauspieler Peppler und Meister — die Pflicht des andern erfüllt, und daß dieser Perger gleichfalls ein Johannes ist, ließe mich nicht zur Ruhe kommen. Das Rätsel, wer Ferdinand Bruckner ist, scheint endgültig gelöst (wiewohl noch sein »Timon« darüber den letzten Schleier lüften dürfte). Wer aber ist Johann Seb. Perger? Das Zentralmeldungsamt der Polizeidirektion, bei dem ich Erhebungen pflegen ließ, gab die Antwort:



Wie? Schober sollte sich von einem Autor verteidigen lassen, der ~~polizeilich~~ nicht gemeldet ist? Verbirgt man ihn, damit er, wenn es nötig ist, alles macht, um nicht persönlich hervortreten zu können? Ich traute dieser authentischen Auskunft nicht und befragte den Lehmann. Und wie ich schon satirisches Glück habe, gibt es in Wien zwar einen Herbert Perger, der Schriftsteller, keinen einzigen Sebastian, aber dafür zwei Johann Perger, ~~die~~ ganz andere Berufe haben, die in ihrer Sauberkeit weitab von allem führen, was mit Politik und Polemik zusammenhängt. Der eine ist Dienstmann, übt also eine Tätigkeit aus, bei der sich die Pflichterfüllung von selbst versteht und ~~sich~~ ohne viel Aufhebens vollziehen dürfte. Ich glaube darum nicht, daß er den Artikel »Österreichische Schicksalsfragen« geschrieben hat. Der andere Johann hat einen andern Beruf: er ist Anstreicher und Lackierer.

Johann Seb. Perger

Wer ist das? Ein neuer Polemiker, der an einer neuen Zeitschrift »Die Gegenwart« mitarbeitet, auf deren Titelblatt so etwas wie eine deutsche Eiche gemalt ist, um welche Raubvögel ihr loses Spiel treiben, während so etwas wie ein treuer Eckart den Stamm schützt und stützt. Auf der ersten Seite ist nach der Mitteilung, daß bei Herzmansky alles Neue in Stoffen und Damenkonfektion vorrätig ist, eine halbamtliche Veröffentlichung der Polizeidirektion enthalten, daß Herr Starhemberg bereits am 24. Oktober, also einen vollen Monat vor dem Prozeß, durch den »Landesführer der Heimwehr Wien Herrn Arbesser«, der im Präsidium erschienen sei, eine umfassende Ehrenerklärung habe abgeben lassen, in der er sich sowohl auf Einflüsterungen böser Zungen wie auf das eigene jugendliche Temperament berief. Diese umfassende Ehrenerklärung, die im Prozeß nicht berührt wurde und, ein größerer Gewinn als die Geldstrafe von 200 Schilling, ihn eigentlich überflüssig gemacht hätte, steht in dicken Lettern an leitender Stelle, und es ist natürlich Sache des Herrn Starhemberg, zu entscheiden, ob Worte, die ein Besucher der Polizeidirektion spricht, an den Grad von Glaubwürdigkeit hinanreichen, den Worte haben, die ein Besucher dort hört. Wenn man den Maximen Starhembergs, die als Rufe und Widerrufe eine gewisse Geltung erlangt haben, doch annähernd so stark vertraut wie polizeilichen Communiques, so möchte man vermuten, daß an der Feststellung der Reichspost, Herr Arbesser habe am 24. Oktober überhaupt nicht in Wien geweilt und sei niemals ersucht worden, zur Polizeidirektion zu gehen, etwas Wahres sei. Und wenn der Anwalt Starhembergs die Erklärung des Herrn Arbesser bestätigt, er sei niemals zu einer Intervention ermächtigt worden, habe niemals interveniert und die Mitteilung der Gegenwart sei unrichtig, so kann der Zusatz der Neuen Freien Presse:

> Der Leser wird sich ohne Schwierigkeiten ein Urteil über die Angelegenheit bilden

nebst dem unstreitigen Orakelwert nur der Sinn beigemessen werden, daß man ein Schoberwort nicht drehen noch deuteln sollte. Schober gehört heute zu jenen Persönlichkeiten historischen Umfangs, denen gegenüber solches immer erfolglos versucht wird und die aus Eigenem die Kraft aufbringen, Anwürfe, über nicht geradewegs zur Tagesordnung geschritten werden kann, abzuwehren. Es wird erzählt, daß, als ihm kürzlich ein Wiener Publizist der in dem Wahne befangen war, es sei ihm eine Zusage nicht erfüllt worden, mit der Erinnerung zur Rede stellte:

»Sie haben mir doch Ihr Ehrenwort gegeben!«, Schober schlagfertig zu erwidern wußte: »Das ist nicht wahr, ich habe Ihnen bloß mein Wort gegeben!« Als ob das nicht ein noch größerer Unterschied wäre, als der zwischen einem Doktor und einem Ehrendoktor! Da aber auch diese Erzählung dem Gebiet der Anwürfe zugehören könnte und die Verwirrung des Charakterbildes durch der Parteien Haß und Gunst jedenfalls schon Formen angenommen hat, daß ein Schwanken in der Geschichte verhütet werden muß, so ist es kein Wunder, daß sich allmählich ein Bedürfnis herausgestellt hat, Schober gegen Mißdeutungen oder willkürliche Interpretionen dessen, was er gesagt oder nicht gesagt, gehört oder nicht gehört hat, publizistisch zu schützen. So ist denn, auch in Anbetracht des Umstandes, daß das Neue Wiener Journal untreu geworden ist, die Neue Freie Presse die Sympathien durch Heiterkeit verwirrt, die Neuesten Nachrichten nicht gelesen werden und die Arbeiter-Zeitung doch nicht gut offen parteinehmen kann, eben die Gegenwart gegründet worden, deren publizistische Erscheinung beträchtlich ist, ob nun die Kundgebung auf der ersten Seite der Wahrheit oder der Unwahrheit entsprechen mag. Außer Beiträgen des Bundesministers Schürff, des Universitätsprofessors Sperl, der die Zollunion im Haag vertreten hat und an der Spitze des Männergesangvereines steht, des schon etwas komplizierteren Professors Redlich, der es aber doch mit der Treue hält, findet sich noch ein Artikel unter dem Titel »Zähne zusammenbeißen, durchhalten!«, der aber weder von einem Dentisten noch von einem Strategen, sondern von einem Statistiker verfaßt ist. Ich habe keinen dieser Beiträge gelesen, um mich nicht zu zersplittern und meine Aufmerksamkeit voll und ganz den polemisch-satirischen Beiträgen zuzuwenden, die mich naturgemäß, da eine verwandte Saite anklingt, weit mehr interessieren. Vier davon, »Bilder der Gegenwart« betitelt, fallen nebst dem frischen Ton, den sie in das Gebiet der Glosse bringen, dadurch auf, daß sie keine Unterschrift tragen. In dem einen — betitelt »Unehrliches Spiel« — ist von »fair play« die Rede, der Devise, die gewiß seinerzeit in der Umgebung Eduard VII. in der Marienbader Luft gelegen war; nicht ohne daß auch sonst an englische Lebensregeln angeknüpft wird. Auch wird auf das Blatt des Lippowitz angespielt, das der Vizekanzler »nicht an sich herankommen ließ« — man erinnert sich noch an den Dank für

die Anerkennung durch ein wahrhaft unabhängiges Blatt —; von Pflichten ist die Rede, ein Dichter wird zitiert, obschon nicht Rückert, sondern auffälliger Weise Strindberg, und zum Schluß wird, wenngleich es viele Dinge gebe, über die »der Außenminister und beurlaubte Polizeipräsident nicht sprechen darf, nicht sprechen kann und nicht sprechen will«, für heute nur das eine gesagt: die Schonzeit ist vorüber; nicht nur für das Niederwild!« (Veilchen würde sagen: Vederemo oder: Man wird doch usw., und Barkassy hat mit einem analogen Ausdruck von Verschwiegenheit seine stärksten praktischen Erfolge erzielt.) Wiewohl es nun dem Vizekanzler »fernliegt, gegen Polemik zu polemisieren«, so gibt es noch einen zweiten Artikel, »Die Drahtzieher und ihre Presse«, der sich aber trotz der Wendung, die Interpreten des politischen Liedes hätten sich »ihre Strophen zugelegt«, sichtlich nicht gegen einen Offenbach-Interpreten, sondern gegen ~~Herrn~~ Seipel und die Reichspost richtet. Dieser Artikel ist mehr satirisch gefärbt, indem von einem »Parteiblätter- und Blättchenwald« die Rede ist; davon, daß »ein in den weitesten Kreisen unbekanntes Parteiblättchen sein blasses Stimmchen erhebt, um in besorgten Worten auf die neueste Freveltat des bösen Vizekanzlers Doktor Schober hinzuweisen« (der tatsächlich in vorgerücktem Alter sein Doktorat gemacht hat); und davon, daß das Urteil des »Volksboten von Kikiritzhausen« [illegible] einem Leserkreis »auch außerhalb von Kikiritzhausen« vorgesetzt werde. Ob Kikiritzhausen nicht gleich Perg in Oberösterreich seine idyllischen

Reize hat, wird nicht gesagt, dagegen das Wort »verdienstvoll« in Anführungszeichen gesetzt, während die Wendung, daß sich die Reichspost manchmal »in nornehm-ruhiges Schweigen« hülle, nicht so sehr auf satirische Absicht als auf einen Druckfehler zurückzuführen sein dürfte. Von Pflichterfüllung kommt in dieser Glosse nichts vor, dagegen etwas vom Trennungsstrich, welcher gezogen wird und zwar von Herrn Dr. Ender zwischen der Partei und der Reichspost. Eine glückliche Metapher: daß »der Taktstock gehoben« werde, damit es in jenem Blättchenwald »zu rauschen beginnt«, wird leider durch die Einschaltung gestört:

— es muß ja nicht gerade der Taktstab eines Musikers sein —

Aber das versteht sich eigentlich umsomehr von selbst, als ja in ~~solchem~~ Falle eben kein Wald, keine Publizistik, sondern ein Orchester zu rauschen beginnt. ~~Nicht un~~anschaulich ist auch das Bild eines

Drahtziehers, der unter dem Schutz der Tarnkappe an den Fäden zieht, die die Federn seiner Marionetten in Bewegung setzen . . .

Ein wenig viel Apparatur — wie bei Reinhardt —, aber man ist im Bilde. Dagegen wird ausdrücklich und mit Quellenangabe Wippchen zitiert, der einen Artikel das Licht der Druckerschwärze erblicken läßt. ~~Etwas~~ pathetisch ist die Glosse »Die Patrioten« gehalten, worin mit Beziehung auf die dem Bundesstaat verweigerten sechzig Millionen Schilling und die damit verbundene Erörterung des Problems einer Demission beklagt wird, man sei bereit gewesen, ~~den Außenminister~~

für ein paar Silberlinge zu verschachern.
Wie anders steht gegenüber diesen Judassen, die die Möglichkeit gekommen sahen,
den verhaßten deutschen Mann zu stürzen
eben er da, der mit erhobenem Haupt, Hand in Hand mit dem deutschen Bruder, der Sonne entgegen und zur Tagesordnung schreitet. Und er kann am Schluß ausrufen:
Der Spruch des Dichters aber steht flammend vor den Erbärmlichkeiten: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht alles setzt an ihre Ehre.«
Zwar nicht ganz genau zitiert, aber es kommt eben bei der Satire nicht auf den Wortlaut, sondern auf die Ehre an. Gespannt zu erfahren, wer diese neue polemische Begabung sein mag, die da kraftvoll ihre Schwingen regt, ist man zunächst ein wenig erstaunt, daß der deutsche Mann, der so offen gegen die Dunkelmänner losgeht, nicht mit seinem Namen signiert, sondern die Verantwortung einem Redakteur namens Wondré und einem Drucker namens Nakladal überläßt. Aber es wird sofort klar, daß der Autor niemand anderer ist, als der Verfasser des Leitartikels »Österreichische Schicksalsfragen«, der mit offenem Visier kämpft, indem er sich Johann Seb. Perger nennt. Dieser Artikel ist unschwer als eine Verherrlichung der Wirksamkeit des Vizekanzlers, Bundeskanzlers und Polizeipräsidenten Schober zu agnoszieren, und zwar auf den ersten Blick, der die folgenden Wendungen zu erfassen vermag:
pflichtgemäß — — in Erfüllung seiner Pflicht — — verpflichtet sei — — seine Pflicht restlos erfüllen werde — — seine Verpflichtung darlegten — — legte ihm seine Pflicht dar — —
Nämlich die Bundeskanzlerschaft zu übernehmen.
Die Situation der Wirtschaft drängte zur Annahme und Schober sagte: »Ja«. — — Zu diesem Behufe — —
Was Johann Seb. Perger, der sich voll und ganz in die Sprach- und Gedankenwelt Schobers eingelebt hat, sonst sagt, ist nicht beträchtlich: es kann
bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückgekommen werden.
Auch Epaminondas war bekanntlich ein schlichter Mann, von dem es in der Schule hieß, er habe nur einen Rock gehabt, »und wenn er gereinigt wurde, konnte er nicht ausgehen«. So erzählt Johann Perger, der sehr genau informiert scheint, ein hervorragender österreichischer Politiker und Parlamentarier sei am 4. September vormittags bei dem damaligen Polizeipräsidenten erschienen,

um ihm anzukündigen, er werde in kurzer Zeit Bundeskanzler werden müssen; er verlange keine Antwort — —

Aber es sei eben »unvermeidlich geworden«. Was dann weiter geschah:

Auch darüber wird einst der letzte Schleier zu lüften sein . . . .

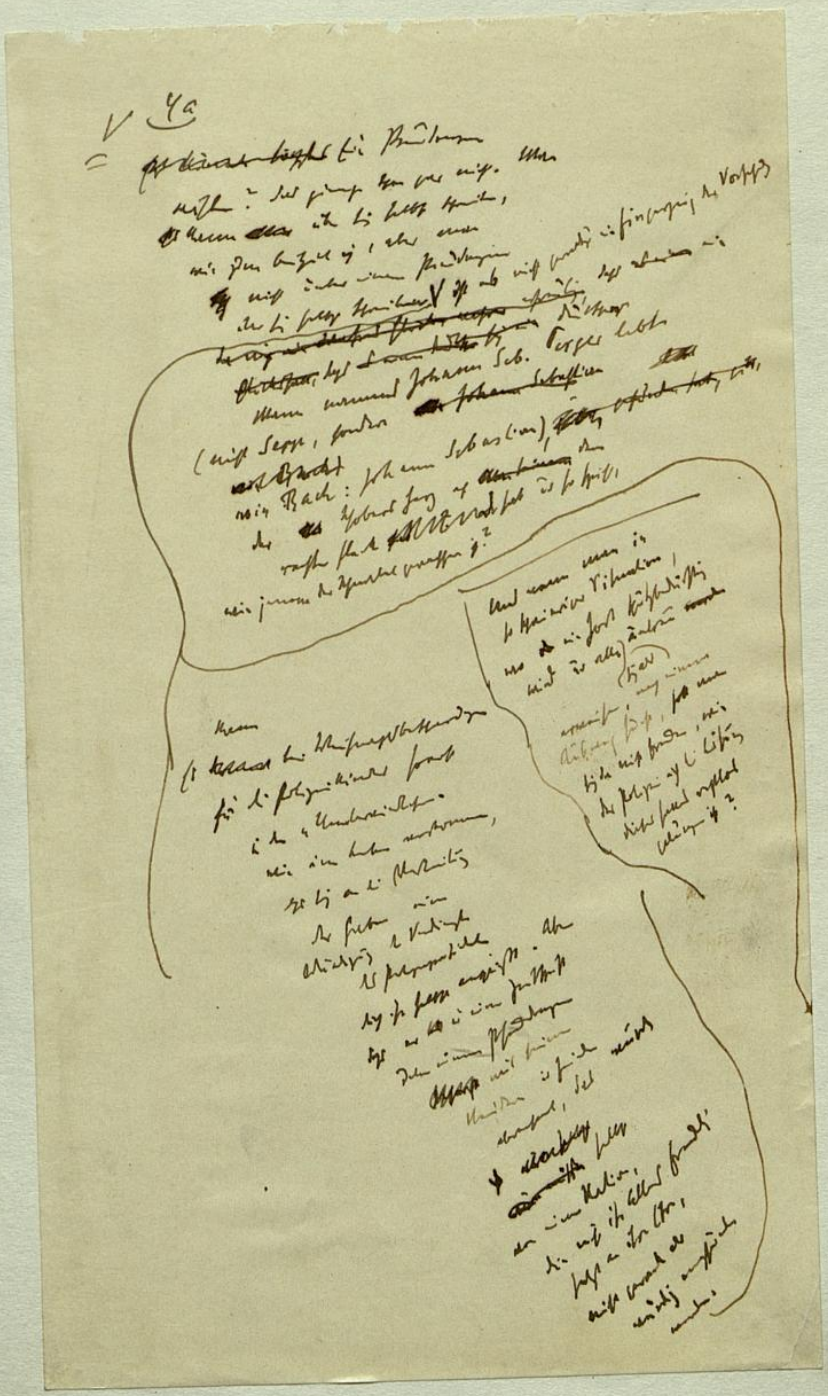
Perger ist aber Satiriker, indem er den Gegnern schon heute unter die Nase reibt, daß sie

auf ihre Weise das Ihrige dazu beitrugen, die Bemühungen der Regierung, das Vertrauen des Auslandes zu erhalten, zu »unterstützen«.

Auf so eindringliche Art gelingt es ihm, das ganze Hühnchen, von dem jener Schwanz kommt, mit ihnen zu pflücken. Nach einer kleinen Verwechslung von »Diadochen«, die um die Führung der Heimwehr kämpfen, mit Prätendenten passiert die folgende:

Was nun an Intrigen gegen den Bundeskanzler . . geleistet wurde, ist ein Satyrspiel auf die der Öffentlichkeit vorgemachte Bemühungen um die Interessen des Vaterlandes . . .

Trotzalledem handelt es sich um ein neues satirisches Talent, bezüglich dessen rücksichtlich des Umstandes, daß sich die Fackel, die immer nur Schober behandelt, ein wenig überlebt hat, schon längst ein Bedürfnis verhanden war. Ein Satiriker, der für Schober eintritt — wie das Satyrspiel nach der Tragödie — ist gewiß eine in der Publizistik seltene und willkommene Erscheinung. Ihm selbst, der gewiß die diesbezügliche Fähigkeit hätte, ist es ja leider, solange er in Amt und Würden und nicht vielmehr in Perg sitzt, verwehrt. Er kann alles machen — aber persönlich hervortreten, nein. Es wäre doch unvorstellbar, daß bei aller Ähnlichkeit mit dem andern Staatsmann von europäischem Format, schon heute die polemische Feder in ~~die Hand~~ nimmt — und wie jener in Friedrichsruh an den ‚Hamburger Nachrichten' an der ‚Gegenwart' mitarbeitet, deren erste Nummer soeben erschienen ist. ~~Aber~~ das Staunen über den Glücksfall, daß es einen Literaten gibt, der als so täuschender stilistischer Doppelgänger — gleich der Maske der Schauspieler Peppler und Meister — die Pflicht des andern erfüllt, und daß dieser Perger gleichfalls ein Johannes ist, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Das Rätsel, wer Ferdinand Bruckner sei, scheint endgültig gelöst (wiewohl noch sein »Timon« darüber den letzten Schleier lüften dürfte). Wer aber ist Johann Seb. Perger? Das Zentralmeldungsamt der Polizeidirektion, bei dem ich Erhebungen pflegen ließ, gab — nach genauester Durchsuchung der Materie — die



Auskunft

(Zum Gebrauche vor Behörden nicht geeignet.)
Vor- und Zuname: Johann Sebastian Perger
Ohne Angaben nicht eruierbar.

Wie das? Schober sollte sich von einem Autor verteidigen lassen, der polizeilich nicht gemeldet ist? Verbirgt man ihn, damit er, wenn es nötig ist, alles macht, um nicht persönlich hervortreten zu können? Ich traute dieser authentischen Auskunft nicht und befragte den Lehmann. Und wie ich schon satirisches Glück habe, gibt es in Wien zwar einen Herbert Perger, der Schriftsteller, keinen einzigen Sebastian, aber dafür zwei Johann Perger, welche ganz andere Berufe haben, die in ihrer Sauberkeit weitab von allem führen, was mit Politik und Polemik zusammenhängt. Der eine ist Dienstmann, übt also eine Tätigkeit aus, bei der sich die Pflichterfüllung von selbst versteht und ohne viel Aufhebens vollziehen dürfte. Ich glaube darum nicht, daß er den Artikel »Österreichische Schicksalsfragen« geschrieben hat. Der andere Johann hat einen andern Beruf: er ist Anstreicher und Lackierer.

Nicht immer findet man in Zeitungen Sätze, die absolut den Nagel auf den Kopf treffen. Zur Burgtheaterkanditatur des Herrn Karlheinz Martin – warum nicht? – erschienen Charakteristiken, die mich, der für deutsche Eichen im Blätterwald ein Faible hat, geradezu anheimeln mußten.

» — Karlheinz Martin genießt als Künstler wie als Mensch unser aller Vertrauen. Eine wirklich und grundsätzlich aufrechte Natur, hat seine gewinnende und oft kindlich offene Art die gesamte deutsche Schauspielerschaft zu seinem Freundeskreis gemacht, obwohl oder vielleicht weil er in entscheidenden Augenblicken unbeugsam auf dem Recht seiner Überzeugung besteht. — — Man kann sich also vorstellen, welche Bombe da geplatzt ist, als der immer unverdrossene und niemals vor einer Wahrheit zurückweichende Karlheinz Martin das große Wort aussprach, er wäre für diesen Posten, oder in seinem Sinne gesagt, für diese Arbeit zu haben. — —«

»— — eine starke Hand, ein Mann von ungemeiner Terrainkundigkert im ganzen Bereich des Theaters, ein Mitwisser der Geheimnisse des Schauspielertums — — ein kräftiger Führer, ein Beherrscher des Theaters in allen seinen Kreuz- und Quergängen, vom Lesen des Manuskripts bis zur letzten Schattierung der vollendeten Vorstellung.

Und bis zum Prozeß.

WIENER STADTBIBLIOTHEK